Der Dom des hl. Stephan zu Passau.

Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Süddeutschlands.

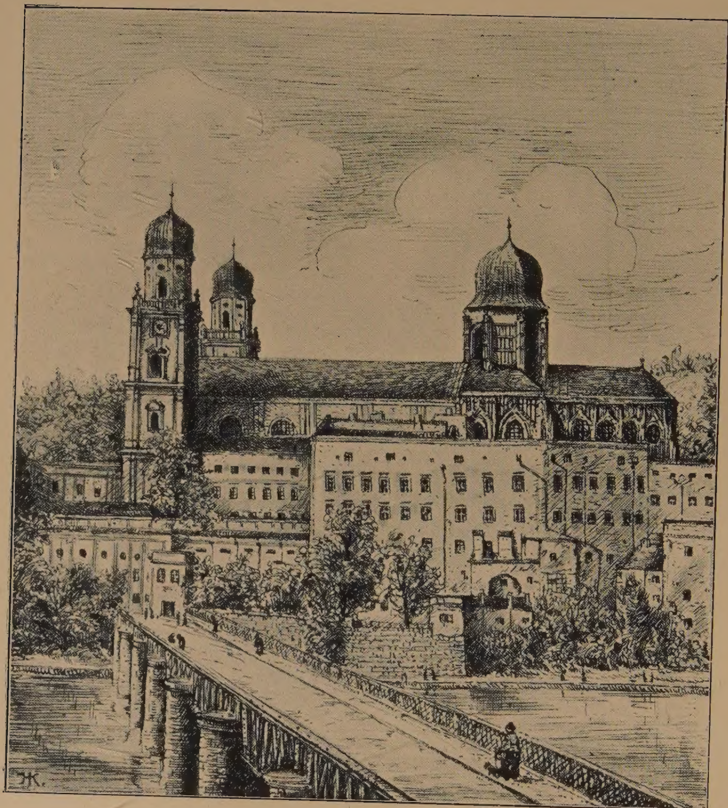
Mit Originalzeichnungen des Verfassers.

Inauguraldissertation, eingereicht bei der I. philosophischen Sektion der K. Ludwig-Maximilians-universität zu München, am 10. Februar 1912,

von

Johann Ev. Kappel.

Regensburg 1912. Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.



Der Dom von Süden.

Der Dom des hl. Stephan zu Passau.

Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Süddeutschlands.

Mit Originalzeichnungen des Verfassers.

Inauguraldissertation, eingereicht bei der I. philosophischen Sektion der K. Ludwig-Maximilians-universität zu München, am 10. Februar 1912,

von

Johann Ev. Kappel.

Regensburg 1912. Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Genehmigt auf Antrag der Herren
Professoren Doll und von Bissing.

Vorwort.

Das Gefühl der Ehrwürdigkeit geht von jenem Werke aus, das verkündet, wie die Geschlechter in ihm und an ihm wirkten.
Gurlitt, „Über Baukunst“.

Wir haben herrliche Dome in Bayern, um deren Türme die Gloriole des ehrwürdigen Alters schimmert. Ihre Fundamente ruhen sagenumweht in tiefem Grunde und der fromme Geist glaubensstarker Zeiten trug an ihnen Stein um Stein empor, bis das Siegeszeichen des Kreuzes die Vollendung krönte. Die Münster zu Speier und Bamberg, zu Eichstätt und Regensburg, zu Augsburg und München stehen neben denen in Würzburg und Freising, deren Innenräume das 17. und 18. Jahrhundert neu gestalten wollte, als auserlesene Werke der Blüte mittelalterlicher Kunstepochen vor unsern Augen. Man muß, seinem jetzigen Baucharakter nach, den Stephansdom zu Passau als die jüngste der bayerischen Kathedralen bezeichnen. Sein Alter reicht, soweit es am Bauwerk nach außen in Erscheinung tritt, zurück bis in das beginnende fünfzehnte Jahrhundert, und erst die Mitte des siebzehnten und der Schluß des neunzehnten gab ihm jenes Gepräge, das ihn heute zum eigentlichen Wahrzeichen der Dreiflüssestadt macht.

Darf man jene acht Dome wesentlich markante Punkte der Entwicklung deutscher Baukunst in den Bischofsstädten nennen, so mag der Kathedralbau zu Passau als ein großes fragendes Zeichen gelten. Zermalmtes Steingeröll und verkohltes Balkenwerk hat die frühen und frühesten Grundformen überschüttet, die, mit dem Fundament der Neuanlage zum Teil verschmolzen, zu tiefst unter der Erde ruhen, und die eine anderthalbtausendjährige Geschichte in die dunklen Zeiten des mauerumwallten Römerkastells zurückweist. Und auch die Sprache der Jetztgestalt klang bis tief in das neunzehnte Jahrhundert oft fremd und unverstanden herein, so daß selbst Ludwig I. einem Ersuchen des Bischofs Heinrich von Hofstätter um finanzielle Unterstützung zur Neuanschaffung eines Hochaltars ausweichen wollte mit der Begründung, daß der Dom in einem „schlechten Stil“ erbaut sei.

*

Die Zeiten wandeln sich. Das Bauwerk, das ein Königswort so beurteilte, rühmte wenige Jahre später Richard Dohme im 13. Band der Zeitschrift für bildende Kunst, Jahrgang 1878, als das „Prachtstück der deutschen Kirchenbaukunst der Barockzeit" und K. E. O. Fritsch nannte im 37. Jahrgang der Deutschen Bauzeitung vom Jahre 1903 Carlones Innenausstattung der Kathedrale eine glänzende Schöpfung des Barockstils, die in Deutschland kaum ihresgleichen findet.

Bis heute war noch keine Geschichte der Stephanskathedrale zu Passau erschienen. Vereinzelte Notizen fanden sich zwar dort und da, aber sie sind skizzenhaft und nicht selten voll Irrtum. Die sehr reichhaltige und wertvolle Publikation über Passau, die der kgl. Konservator Dr. W. M. Schmid erst in allerjüngster Zeit in der Sammlung: Berühmte Kunststätten (E. A. Seemann, Leipzig 1912) veröffentlichte, konnte sich, ihrem Charakter entsprechend, auch nur auf eine summarische Zusammenstellung der wichtigsten Gesichtspunkte in der baugeschichtlichen Entwicklung des Stephansdomes beschränken. So mag diese Arbeit, die auf Grund eingehender Studien in den Archiven zu Passau, München und Landshut und nach persönlichen Forschungen im Innenraum, über den ausgedehnten Gewölbeanlagen, geschrieben wurde, eine umfassendere Geschichte bieten von einem der interessantesten Baudenkmäler Süddeutschlands. Die Originalzeichnungen des Verfassers, die teils nach alten Holzschnitten, Stichen und Siegeln, teils nach Natur gefertigt wurden, mögen die Ausführungen illustrativ ergänzen.

Dem hochwürdigsten Hrn. Bischof Sigismund Felix, Freiherrn von Ow-Felldorf, den hochwürdigen Herren Generalvikar Dr. L. H. Krick, Pfarrer Berger, Hochschulprofessor Dr. Schmöller und Domvikar Dr. Heuwieser sei an dieser Stelle der wärmste Dank ausgesprochen für die gütige Überlassung des Aktenmaterials und manche fördernde Anregung.

Vilshofen, Sommer 1912.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Lebenslauf.

Johann Ev. Kappel, Sohn des k. Gendarmerie-Oberwachtmeisters Michael Kappel zu Vilshofen a. D., geboren am 19. Februar 1886 zu Baumgarten, Bezirksamts Pfarrkirchen a. R., trat im Jahre 1895 im k. Gymnasium zu Burghausen a. d. Salzach ein, widmete sich dann seit 1904 dem Studium der Philosophie und Theologie am k. Lyzeum zu Passau, wo er 1909 zum Priester geweiht wurde. Nach kurzer Seelsorgstätigkeit in Dommelstadl b. Passau studierte er zwei Jahre an der Münchner Universität Kunstgeschichte bei den Herren Professoren Dr. Riehl und Dr. Voll.

I. Die älteste Bauanlage bis zum Stadtbrand 1181.

Aus den Zeiten des heiligen Severin, dessen Lebensbeschreibung sein Schüler Eugippius um das Jahr 511 im Kloster Lucullanum bei Neapel niederschrieb,[1]) stammen die ersten historischen Nachrichten über die älteste christliche Kirche im alten Batavis.

Dieser letzte, große Glaubensbote der Römerzeit entfaltete während der entfesselten Stürme der Völkerwanderung, kurz vor dem Untergang der römischen Weltherrschaft in den Gegenden des mittleren Donaulandes, in Norikum und Rätien eine einzigartige Wirksamkeit. Völkerfürsten suchten den Wundermann auf, der aus unbekannter Fremde gekommen war, und erbaten sich seinen Rat und seine Freundschaft, die Rugerkönige Flaccithaeus und Ferderuchus, Odoaker, der Anführer der Heruler und Gibuldus, der mächtige Alamannenkönig. Von den Bürgern zu Batavis eingeladen, wanderte der Heilige auch in ihre Stadt. Er traf dort bereits eine christliche Kirche mit einem Priester Lucillus und einem Diakon Amantius und erbaute jenseits des Innstromes, im alten Boitro, neben einer kleineren Kirche einige Zellen für sich und die Mönche. In anschaulichem Erzählerton schildert Eugippius jene einfachen Kultmomente, deren Tatsache die volle religiöse Umgestaltung der heidnischen Donauländer am Ende des fünften Jahrhunderts bezeugt: Die Reliquienverehrung in den Kirchen, das Fasten und das Opfer, das Gebet für die Toten, den feierlichen Gottesdienst auf den Altären, während Kerzen brannten und Psalmengesang ertönte, die Kommunion, die Wegzehrung und das Almosengeben.[2])

Über die Lage der altchristlichen Kirche zu Batavis gibt der Biograph des Heiligen keinen genauen Aufschluß. Allein die Annahme ist nicht ausgeschlossen, daß sie mitten in Castra Batava, auf dem granitenen Felsplateau der schmalen Halbinsel zwischen Donau und Inn stand, wo sich in einer Länge von über zweihundert Meter das Lager der neunten batavischen Kohorte hinzog, an jener Stelle, die heute der mächtige Dom des heiligen Stephan krönt.[3]) Diese Ansicht gewinnt um so größere Wahrscheinlichkeit, wenn man die Ergebnisse der Ausgrabungen in andern Römerkastellen verfolgt, die eine Jahrhunderte lange Geschichte nicht in

---

[1]) Eugippius, Vita Sct. Severini.

[2]) V. S. Sev. cap. 23, 12, 35, 37.

[3]) Franziß, Bayern zur Römerzeit, Regensburg 1905. S. 348.

jenes tiefe Dunkel tauchte, wie das mauerumgürtete Castra Batava, über das mit seinem Prätorium ereignisreiche Zeiten meterhohe Schutt- und Erdmassen aufgeschichtet haben. In vielen alten Römerorten, in Augsburg und Regensburg, in Salzburg und Chur, in Böhming und Gunzenhausen, wohl auch in Kellmünz und Epfach erhebt sich nämlich die Hauptkirche der Stadt auf dem Prätorium des früheren Lagers, oft sogar unmittelbar über dem Sacellum, dem Fahnenheiligtum des Kastells.[1]) So mag die Vermutung, daß nach dem endgültigen Siege des Christentums auch in Batavis an der Stelle des früheren Sacellums eine christliche Kultstätte errichtet wurde, ihre Bestätigung finden. Und dies um so mehr, als in späteren Urkunden in der annähernd gleichen Lage, die das ursprüngliche Prätorium eingenommen haben muß, die dem heiligen Stephan geweihte Hauptkirche genannt wird. Wenn Tertullian im siebenunddreißigsten Kapitel seiner Verteidigungsschrift bereits am Ende des zweiten Jahrhunderts der heidnischen Welt zurufen konnte, daß das Christentum in alle Kastelle und Castra vorgedrungen sei, so kann man sich dem Glauben nicht verschließen, daß in den ersten christlichen Jahrhunderten auch im Grenzort der Provinz Rätien sich schon eine größere Christengemeinde zusammengeschlossen hatte, wie denn auch der heilige Maximilian von Celeja, der vor und während der diokletianischen Verfolgung in Norikum wirkte und vom alten bayerischen Fürstengeschlecht der Agilolfinger als Landespatron hoch verehrt wurde, und der heilige Valentin, den Eugippius einen Bischof beider Rätien nennt, nach uralter Tradition als die ersten Glaubensboten und Bischöfe der Diözese Passau gefeiert werden.

Ob der Schutzheilige der altchristlichen Kirche zu Batavis bereits der Erzmärtyrer St. Stephanus war, ist nicht gewiß. Die Verehrung dieses Heiligen, die schon frühzeitig durch die Apostelschüler weite Verbreitung fand, kam gegen das dritte Jahrhundert über Rom nach Gallien, an den Rhein und die Donau und griff weiter um sich, als im Jahre 415 die Gebeine des Heiligen aufgefunden und 557 von Konstantinopel nach Rom überführt wurden. Noch im Jahre 779 brachte Papst Leo III. bei seinem Besuch in Westfalen Reliquien des Heiligen nach der von Karl dem Großen erbauten Domkirche zu Paderborn.[2]) Jedenfalls geht die Verehrung des Erzmärtyrers in der Bischofsstadt und Diözese Passau auf die frühesten Zeiten zurück. Unter dem Patronate St. Stephans, dem auch in Regensburg der sogenannte „alte Dom", das älteste aus dem zehnten Jahrhundert stammende Bauwerk des dortigen Sprengels geweiht ist,[3]) standen im Bistum Passau seit alters viele Kirchen des Inntales, wie Sulzbach, Prienbach, Aigen, Haiming, Antersdorf, Reut bei Tann, und mit seiner Verehrung ging gewöhnlich Hand in Hand jene des heiligen Laurentius, zu dessen Ehren in den der Donaustadt zunächst gelegenen ehemaligen Römerorten Laureacum und Quintana, dem heutigen Lorch und Künzing die altehrwürdigen Kirchen erbaut liegen.

Der Bericht des Eugippius, daß die Kirche zu Quintana, die durch den in

[1]) Franziß, S. 141.

[2]) Das Leben der Heiligen Gottes, P. Bitschnau, Einsiedeln (St. Stephan).

[3]) G. Jakob, Die Kunst im Dienste der Kirche, Landshut 1885, S. 45.

die Donau einmündenden Quintanabach bei hohem Wasserstand wiederholten Überschwemmungen ausgesetzt wurde,[1]) aus Holz erbaut war, mag einen Rückschluß bieten für die Anlage der alten Batavinerkirche. Doch ist es immerhin nicht unmöglich, daß in dem ehemals so festen, römischen Grenzbollwerk, das seine wichtige Bedeutung als Ansiedlungspunkt nie verlor, bereits im fünften Jahrhundert, zu des heiligen Severins Zeiten, sich eine Steinkirche erhob. Bei der allmählichen Auflösung der Besatzungskohorte ging das Mauerwerk des Prätoriums einem langsamen Verfall entgegen und konnte behauenes Steinmaterial in Menge abgeben. Dazu kommt noch der Umstand, daß die fast durchwegs romanische Bevölkerung der Donaustadt im Steinbau wohl bewandert war. Gerade die zweimalige Erwähnung eines Baptisteriums,[2]) einer Taufkapelle, in der, wie Eugippius erzählt, Severin bei dem Gedanken, daß selbst diese heilige Stätte einst durch Menschenblut entweiht werde, weinend Abschied nahm, dürfte bei dem damaligen Immersionsritus, der das Vorhandensein eines größeren steinernen Taufbeckens voraussetzte, vielleicht bereits auf eine fortgeschrittenere Anwendung der Steinbaukunst schließen lassen.

Das Baptisterium, dessen Nennung in neuester Zeit zur Konstatierung eines vorseverinischen Bischofssitzes für Passau benützt wurde,[3]) mag in seiner polygonalen oder runden Bauart nach altchristlicher Sitte wahrscheinlich in der Nähe der Hauptkirche gestanden haben. Die Möglichkeit, daß es an Stelle einer antiken Therme stand, darf nicht völlig ausgeschlossen bleiben. Bei Eugippius findet sich über seine genauere Lage kein bestimmter Anhaltspunkt. Seine lokale Zuweisung in die Innstadt kann wohl weniger glaubwürdig erscheinen, da zu den Zeiten des heiligen Severin Boitro, die römische Niederlassung rechts des Inn, seine Bedeutung mehr und mehr verloren hatte.

Die blühende Erstlingssaat des Christentums in Ufernorikum und Rätien, durch die wiederholten Kämpfe und Verwüstungen anwohnender Germanenstämme schwer bedroht, wurde bald jäh vernichtet durch einen letzten wilden Einfall heidnischer Nachbarvölker. Priester wollten bereits für die Kirche zu Boitro Reliquien herbeischaffen und die Bürger mit dem Rugerfürsten zu Fabiana einen Vertrag zum Freihandel in das Rugerland erwirken, als Severin prophetischen Geistes auf das Kommen einer Zeit deutete, in der die Stadt samt den oberen Donaukastellen verlassen stehen, und in den öden und menschenleeren Ort kein Handelsmann mehr seinen Fuß setzen würde.[4]) Wenige Tage nach einem vorübergehenden Waffenstillstand mit unterdrückten Alamannenscharen fielen die Bewohner von Batavis, die sich der Flucht des Heiligen nach Lorch nicht angeschlossen hatten, einem plötzlich eindringenden Thüringerstamm zum Opfer. Tod oder Gefangenschaft war ihr Los. Über das Schicksal der Stadt und ihrer Kirche aber schwebt ein fast zweihundert Jahre währendes Dunkel.

---

[1]) V. S. Sev. cap. 16.
[2]) V. S. Sev. cap. 22.
[3]) Augsb. Postztg. 1910 Nr. 132, Feuilleton.
[4]) V. S. Severini cap. 22.

1*

Die geschichtliche Nennung einer ecclesia S. Stephani, einer Kirche, die erstmals den Namen des Erzmärtyrers trägt, wurde bis jetzt nach vorhandenen Urkunden in die Wende des sechsten zum siebenten Jahrhundert gesetzt, als mit dem siegreichen Vordringen der aus Böhmen südwärts ziehenden Bajuwarier nach jahrzehntelangen Kämpfen wieder friedlichere Zeiten ins Donauland gekommen waren. Zwar hat die neuere Forschung ergeben, daß diese Urkunden, drei an der Zahl, infolge ihrer Formulierung und wegen des Gebrauches des jüngeren Stadtnamens Patavia sehr wahrscheinlich erst dem beginnenden neunten Jahrhundert zuzuweisen sind.[1]) Doch der Umstand, daß sie inhaltlich Erneuerungen von früher dem heiligen Stephan gemachten Schenkungen zum Gegenstand haben, setzt immerhin die Tatsache voraus, daß schon in bedeutend früheren Zeiten, als vor dem Beginn des neunten Jahrhunderts eine Stephanskirche in der Donaustadt gestanden hat. Nach dem einen Schenkungsbrief[2]) erneuerte ein Priester Sigiricus in Gegenwart des geschichtlich vielumstrittenen Bischofs Erchanfried eine bereits zu den Zeiten früherer Bischöfe zum heiligen Stephan gemachte Schenkung von Häusern, Ländereien, Mühlen und Leibeigenen in den bei Linz gelegenen Ortschaften Hörsching und Traun, dem damaligen Herigisinga und Truna, nach der zweiten Schenkungsurkunde[3]) wiederholte eine Frau, Coza mit Namen, ebenfalls eine alte Schenkung an die Stephanskirche. Die dritte und spätere Urkunde[4]) des Priesters Reginolf bezeichnet die Kirche des heiligen Stephan ausdrücklich als innerhalb der Stadtmauern gelegen, indem sie eine ecclesia beati Stephani martyris infra muros civitate Patavie nennt, und fixiert damit genauer die Lage der alten Stephanskirche, die im Laufe der kommenden Jahrhunderte eine so vielgestaltete bauliche Wandlung erfahren sollte.

Über die Gründungszeit und die Gründer lassen sich keine bestimmten Angaben finden. Daß die Keime des Christentums an der von Severin und den Batavinern verlassenen Stätte nie vollständig ausgerottet wurden, sondern in Bälde wieder neu und kräftig zu sprießen begannen, ist bei der Bedeutung des Kreuzungspunktes der wichtigen Verkehrsstraßen unschwer zu erkennen. Schon Aribo, Bischof von Freising, erzählt in der Lebensbeschreibung des heiligen Emmeram,[5]) daß es um die Mitte des siebenten Jahrhunderts in Ostbayern, einem Lande, das reich war an schattigen Wäldern und Überfluß hatte an Wein, an Gold und Silber, Eisen und Purpur, wo Teiche und Flüsse von Fischen wimmelten und Salz in Menge lag, bereits eine große Anzahl christlicher Kirchen gab. Und gerade jenes merkwürdige Schweigen in den Quellen zur Lebensgeschichte des heiligen Rupert, der unter dem Agilolfingerherzog Theodo von Regensburg aus donauabwärts fuhr, mag auf eine fortgeschrittene Entwicklung kirchlichen Lebens und kirchlicher Organisation um die Mitte des siebenten Jahrhunderts in der Donaustadt schließen lassen, da,

---

[1]) Heuwieser, D. stadtrechtliche Entwicklung der Stadt Passau 1910, S. 22. Passau, Kleiter.

[2]) Monumenta Boica (M. B.) XXVIII. 2. 40.

[3]) M. B. XXVIII. 2. 63.

[4]) M. B. XXVIII. 2. 35.

[5]) Aribo, Vita S. Emmerami in act. Sanct. Tom. VI.

nach dem Bericht seines Biographen der Glaubensbote Passau unberührt ließ, um auf den Trümmern des entfernten alten Juvavum die Heilslehre zu verkünden.

Alte Geschichtschreiber erzählen, daß im Jahre 708 Plektrude, die verstoßene Gemahlin des fränkischen Majordomus Pipin von Heristal, nach Passau kam und in hochherziger Freigebigkeit die Stephanskirche neu ausstatten ließ.[1]) Von Wigiläus Hund wird sie sogar die Erbauerin der Basilika des heiligen Erzmärtyrers genannt und auf ein vor Alter verblaßtes Bild in der späteren Domkirche verwiesen, das eine heilige, königliche Frau mit einer Kirche in Händen darstellte. Auf dem Bilde stand die zum Teil dem Psalm 44, Vers 10 entnommene Inschrift geschrieben: Plectrudis Regina a dextris tuis in vestitu deaurato circumdata varietate. Man wird in dieser Frau, über deren Herkunft und Beziehung zur Stadt Passau keine volle Sicherheit gewonnen werden kann, vielleicht wahrscheinlicher Pilitrud, die Gemahlin des zu Freising regierenden Herzogs Grimoald erkennen dürfen, da gerade das agilolfingische Herzogsgeschlecht in der Geschichte der alten Stephanskirche eine hervorragende Stellung einnahm, wie die Schenkungsurkunden, die Bischof Otto von Lonstorf um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts sammeln ließ, zur Genüge ersehen lassen.

Das Jahr 739 brachte durch Bonifatius dem Lande der Bajuwarier die strengere Kirchenorganisation, die sich nach damaliger Sitte und Vorschrift in der Regel der politischen Einteilung anschließen mußte.[2]) Bischof Vivilo, der wahrscheinlich im Gegensatz zu den übrigen Hof- und Wanderbischöfen des Landes in der früh romanisierten und christianisierten Donaugegend eine größere kirchenpolitische Bedeutung erlangt hatte, nahm in der Stadt seine dauernde Residenz, eine Tatsache, die irrtümlicherweise bis tief in das neunzehnte Jahrhundert mit dem 739 erfolgten wilden Avareneinfall in die alte Bischofsstadt Lorch und der damals eiligen Flucht Vivilos nach der befestigten Nachbarstadt der oberen Donau in Zusammenhang gebracht wurde. Schon Hefeles Konziliengeschichte nannte diese angebliche Verlegung des bischöflichen Stuhles von Lorch nach Passau „wohl nur eine Mär“.[3])

Unter Herzogsschutz und Bischofssorge wurde die Stephanskirche mit reichem Landeigentum beschenkt. In den Jahren 725—748 erscheinen bereits neben Besitzungen im Traungau ansehnliche Schenkungen in den Ortschaften des Rott- und Inntales, wie Äringa, Heiminka, Stamhaim, Tutzlingas, Peronpah, dem heutigen Ering, Heiming, Stammham, Tüßling und Prienbach. Besonders die zwei letzten Herzöge der Agilolfinger, Odilo und Tassilo III. hatten sich um die Bischofskirche große Verdienste erworben durch die Verleihung einer Anzahl Pfründen zum Unterhalt des Klerus, der sich an der Domkirche im Laufe der Jahre mehrte, und der wohltätige Sinn Odilos blieb bei der Nachwelt lang hoch gepriesen, so daß Bischof Georg von Hohenlohe im Jahre 1407 bei der Grundsteinlegung des gotischen Chores

[1]) Hansiz, Germ. sacr. I. 107, 118; Hund, Metr. Salisb. I. 290. Rauch, Scriptores Rer. Austr. II. 431.

[2]) Rietschel, Die Civitas auf deutschem Boden. Leipz. 1894. S. 20.

[3]) Hefele, Konziliengesch. 1877. Bd. 3; S. 493, Anm. 4.

neben seinem Namen auch die Worte: Odilo Bav. dux in Stein setzen ließ. Tatsächlich berichten die Urkunden, daß Tassilo III. auf Bitten des Bischofs Wisurich die Domkirche in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts ansehnlich erweitern ließ und ihr im Jahre 768 jenen kostbaren Reliquienschatz des heiligen Märtyrers Valentin schenkte, dessen Name fortan immer in den Traditionsurkunden neben dem des Erzmärtyrers genannt wird.[1])

Über den Umfang dieser Erweiterungsanlage, deren Fundamente zum Teil unter dem heutigen Langhaus der Kathedrale noch erhalten sein mögen, ist urkundlich nichts auf unsere Zeit gekommen. Der Name der Stadt Trient, in deren Besitz der Bayernherzog durch die 765 erfolgte Vermählung mit Luitberga, der Tochter des letzten Longobardenkönigs Desiderius kam und aus der er die Gebeine des Heiligen in die Donaustadt hatte überführen lassen, weist nach dem Süden, wo bereits früher durch die Heirat der bayerischen Fürstentochter Theodolinde mit dem jungen König Authari eine enge politische und religiöse Fühlung mit dem Norden zustande gekommen war. Dieser nahe Zusammenschluß der Fürstengeschlechter, verstärkt durch die lebhaften Handelsbeziehungen, die seit der Römerzeit der Lauf der Flüsse regelte, mußte auch auf das künstlerische Leben, das sich allenthalben in der Donauebene zu regen begann, nicht ohne nachhaltenden Einfluß bleiben. Wenn die Stephanskirche in den Schenkungsurkunden unter dem Herzog Tassilo zu wiederholten Malen als eine basilica bezeichnet wird, so darf man sicherlich an einen in nicht unbedeutenden Maßen gehaltenen Steinbau denken, mit einem Hochschiff und zwei Seitenschiffen, der westlichen Portalanlage und dem ostendenden Chor, der sich ungefähr annähernd bis zur heutigen Vierung erstrecken mochte. Neben der Stephanskathedrale erhob sich das monasterium oder claustrum sancti Stephani, das Wohngebäude des Bischofs und der um ihn versammelten Kleriker.

Die Annahme, daß die Überlieferung von der Beisetzung der Reliquien St. Valentins zwischen zwei Mauern im Chor der Basilika, an dem Platze, wo der bischöfliche Thronsessel stand,[2]) bereits auf den Anfang einer Unterkirche als Stätte der Märtyrerverehrung deutet, erscheint für jene Zeitepoche noch zweifelhaft. Die geschichtliche Gruftanlage als Begräbnisstätte der Bischöfe wird jedenfalls erst später anzusetzen sein, nachdem die Gebeine erhoben und dem Volke im Innenraum der Kathedrale zur Verehrung ausgestellt waren. Immerhin darf die Reliquienbeisetzung zwischen zwei Mauern die Tatsache eines Steinbaues bestätigen, dessen Anlage gleich der in den Salzburgerbauten St. Ruperts und im Freisinger Dom um so nennenswerter ist, als noch um die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts beim Regierungsantritt Bischof Altmanns fast alle Landkirchen des großen, bis an die Enns und Leitha reichenden Passauer Sprengels aus Holz erbaut waren, ohne Schmuck und Zierde. So berichtet uns ein Mönch aus dem Kloster Göttweih, der im Auftrage seines Abtes Cholhoch die Lebensgeschichte Altmanns niederschrieb.[3]) Die vielen, aus

[1]) M. B. XXVIII. 2. 7, 16, 20.

[2]) Hansiz, Germ. sacr. I. 67, 135.

[3]) Das Leben des Bischofs Altmann v. P. von Jodok Stülz, Wien 1853; S. 7.

Schottland und dem kälteren Norden eingewanderten Glaubensboten erbauten in der Regel Holzkirchen, da sie im Holzkunstbaue wohl erfahren waren, nach schottischer Art — more Scotico —, im Gegensatz zur römischen und gallischen Bauweise — more Romano und more Gallicano —, welche die Ziegel und Bruchsteine zum Bauen verwendete.[1]) In der ausgedehnten Passauer Diözese wird nicht wenig der übergroße Wälderreichtum von selbst zur Anlage von Holzbauten geführt haben. Wird ja noch im achten Jahrhundert Tassilos Lieblingsstiftung, das von Passau aus donauabwärts im Lande ob der Enns gelegene Kremsmünster als eine lignea basilica bezeichnet.

Die Ansicht, daß bereits am Ende des achten oder im Laufe des neunten Jahrhunderts eine isolierte Turmanlage an der Südwestseite der Domkirche erstand, wie ungefähr gleichzeitig zu Freising, Moosburg und Regensburg, ist nicht unmöglich, da schon in sehr alten Urkunden[2]) die Glockenläutner unter dem Namen pulsatores campanarum erscheinen. Ein genauer Zeitpunkt für die zweitürmige Frontanlage steht nicht fest. Die erst um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts berichtete[3]) Grundsteinlegung zum „Nordturm" bezieht sich ohne Zweifel auf das östliche Erkertürmchen des nördlichen Querschiffflügels, der damals gerade in Arbeit stand.

Während über die Innenarchitektur keine Nachrichten überkommen sind, lassen sich wenigstens über die Ausstattung des Bauwerkes vereinzelte Gesichtspunkte gewinnen. Die Urkunden berichten,[4]) daß gegen das Ende des achten Jahrhunderts zur Zeit Bischofs Waltrich drei Altäre in der Basilika standen: Der Hauptaltar St. Stephans in der Mitte des Presbyteriums, ein Altar des heiligen Valentin und des Apostelfürsten Petrus in den beiden Seitenschiffen. Odilo und Tassilo III. die sich um die kulturelle Hebung ihrer in der Diözese gegründeten Klöster Niederaltaich, Osterhofen, Mondsee, Mattsee und Kremsmünster in hochherziger Weise bemühten, hatten nicht zuletzt der Stephanskirche der Dreiflüssestadt reiche, fürstliche Gaben zugewendet. Vielleicht mochte der alte Domschatz, der nach einem Inventar[5]) aus dem Jahre 1482 noch viele kostbare Kleinplastiken der Edelschmiedekunst zumeist als Reliquienbehälter in sich barg, vereinzelt manches wertvolle Stück aus der ersten Zeit seiner Entstehung jahrhundertelang gerettet haben. Es wird in diesem Inventar des fünfzehnten Jahrhunderts neben der Menge Tafeln und Kreuze aus Edelmetall unter anderm aufgezählt „ain vergolte Kirchen mit ainem Turn auf vir fueßen, ain gefensterter silbreiner Turn, ain Tauben aus Silber und Alabaster, ain silbreiner, vergolter Hirs, ain silbreines gefeß auf vir fueßen, ain klains Lebl und ain Lebin, ain Kandl aus Alabaster, ain vergolte Lad, ain helffenpainen Lad," lauter Wertstücke eines geringen Bruchteiles des uralten Domschatzes, der in den

[1]) Jakob, a. a. O. S. 41.
[2]) Erhard, Geschichte der Stadt Passau, 1862. I. S. 42.
[3]) Öfele script. rer. boic. I. 538.
[4]) M. B. XXVIII. 2; 53, 7.
[5]) Ordinariatsarchiv (O. A.) Passau.

späteren trüben Tagen der Not und Knechtung eingeschmolzen oder geraubt wurde. Jener Tassilokelch zu Kremsmünster, der noch heute hochgewertete sogenannte Stifterbecher mit den eingravierten Christus- und Evangelistenbildern und dem, echt germanischen Kunstempfinden eigenen, ornamentalen Flechtbandwerk mag außer den fremdländischen Kunstprodukten als ungefähre Norm für die künstlerische Höhe der Gerätschaften und Paramente gelten, die der Vornehmen Gunst und Opfersinn und der fromme Geist der gläubigen Menge an den Altären der heiligen Märtyrer niederzulegen pflegte. Im Jahre 774 spendete Bischof Wisurich zwei Silbergefäße und Pallien und vierzehn Jahre später eine Frau aus edlem Stande, namens Etpurg und ihr Sohn Into einen Kelch aus Silber, eine silberne Patene und kostbare Paramente zur liturgischen Verwendung beim Gottesdienst.[1])

Diesen Gaben und Schenkungen der Laienwelt, deren Kenntnis nur in seltenen Fällen auf uns gekommen ist, lag stets eine tiefernste, religiöse Idee zugrunde, der Glaube an ein künftiges, ewiges Leben, das Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit oder die Reue über begangene Sündenschuld. Auch Etpurg betonte in ihrer Weihegabe ausdrücklich, daß sie der Gedanke an die übergroße Sündenlast und die hoffnungverheißenden Worte vom Almosengeben zu dem frommen Akt veranlaßten. Schwere geistliche und weltliche Strafen sorgten für die Einhaltung und den Bestand der einmal übernommenen freiwilligen Leistungen, so daß der Wortbrüchige mit dem Bannfluch und dem Ausschluß aus der religiösen Gemeinde oder mit Geldstrafen bis zu zwei Pfunden Goldes und fünf Pfunden Silbers belegt werden konnte.[2])

Als nach dem Sturz Tassilos Bayern zur fränkischen Provinz geworden war, traten die Bischöfe in enge Fühlung mit dem karolingischen Königshause. Karl der Große, der zwei Jahre vor seiner Kaiserkrönung mit einem gewaltigen Kriegsheer, wie es die Donauprovinzen seit den Tagen Attilas nicht mehr sahen, donauabwärts bis an die Raab und Theiß zum Feldzuge gegen die Avaren gezogen war, hatte der Stephanskirche einen großen Teil des erbeuteten Landes und eine Menge eroberter Schätze zum Geschenke gegeben.[3]) König Ludwig der Deutsche nannte Bischof Hartwich, der sich bereits von einer stattlichen Anzahl Kanoniker umgeben sah, seinen Hausfreund.[4]) Am Ende des neunten Jahrhunderts war auch die Domschule, die seit 788 urkundlich erwähnt wird, zu hoher Blüte gebracht, und als begeisterter Musenfreund findet der Chorbischof Madalwin Erwähnung, der zur Stephanskathedrale neben einem kostbaren, in Gold gestickten Purpurpluviale, einer aus Seide gewebten Casula und zwei Stolen, ein mit Edelgestein besetztes, goldenes Reliquiarium[5]) und aus seiner reichen, viele Bände der klassischen und kirchlichen

---

[1]) M. B. XXVIII. 2. 13, 20.

[2]) M. B. XXVIII. 2. 11.

[3]) Hund a. a. O. I. 293. Hansiz a. a. O. I. 144.

[4]) M. B. XXVIII. 2. 37.

[5]) M. B. XXVIII. 2. 201. Die Reliquienpyxis aus Buchsbaumholz mit bronzenen Beschlägen, die sich noch heute im Domschatz befindet, verweist W. M. Schmid nebst zwei kostbaren Geweben nach Sizilien und schreibt sie dem zwölften Jahrhundert zu.

Schriftsteller zählenden Bibliothek eine Anzahl Evangelarien, Epistolarien und Ritualbücher zuweisen ließ. Leider haben sich von dem wertvollen Bücherschatz des Domes, dessen Entstehung in die Zeit der karolingischen Evangelienhandschrift fällt, die unter dem Namen Codex aureus aus St. Emmeram in der Münchner Bibliothek verwahrt ist, fast keine Spuren erhalten. In den großen Stadtbränden des zwölften und der späteren Jahrhunderte wurde er größtenteils vernichtet. Nur die Münchner Staatsbibliothek verwahrt ein ehemals der Stephanskathedrale zugehöriges Evangeliarium, das aus Reichenau stammte, und ein initialengeschmücktes Breviarium aus Salzburg, von woher später auch die meisten österreichischen Stifte der Passauer Diözese ihre Bücher zu beziehen pflegten.[1]) Merkwürdigerweise hat die alte Bischofsstadt in der Kunst des Buchschmuckes niemals eine Bedeutung erlangt, ein eigenartiger Kontrast zur Nachbarstadt Regensburg, wo in den klösterlichen Schreibstuben die Miniaturenmalerei so eifrige Pflege fand.

In der karolingisch-ottonischen Zeit wird eine Erweiterung der Stephanskirche urkundlich nicht berichtet. Es ist jedoch die Möglichkeit vorhanden, daß bei den Restaurierungsarbeiten des Tassilobaues im zehnten und elften Jahrhundert die Bischofskirche den Befürfnissen der Zeit entsprechend umgestaltet und vergrößert wurde, und daß zu einer Grundrißbereicherung die kirchlichen Gebräuche, die Mehrung und Sonderung der Geistlichkeit und die wachsende Reliquienverehrung nicht geringen Anlaß bot. Im Jahre 907 wurde durch Ludwig das Kind auf seinem Ungarnfeldzuge im Stifte St. Florian die Schenkung der Kirche von Ötting bestätigt und die Verwendung der von dort fließenden Einkünfte zur Herstellung eines neuen Daches für die Stephanskathedrale und zur Bestreitung der Kosten der Lichter bestimmt.[2]) Im Jahre 976 gewährte Kaiser Otto II. einen Teil des kaiserlichen Zolles zur Wiederinstandsetzung der Domkirche, die in der fast zweijährigen Belagerung der Stadt bei dem Aufruhr Heinrichs des Zänkers übergroße Schäden erlitten hatte.[3]) Um das Jahr 985 werden die Reliquien des heiligen Maximilian, die unter König Karlmann nach Altötting gekommen waren, zum erstenmal urkundlich mit denen St. Valentins in der Donaustadt genannt.[4])

Die Charakteristik der Anlage des alten Stephansdomes um das Jahr 1000 läßt sich analog der damals in Bayern und Österreich entstandenen kirchlichen Baudenkmäler einigermaßen festlegen. Die künstlerischen Bestrebungen des großen Frankenkaisers konnten keine fundamentale Grundlage schaffen für die Entwicklung der germanischen Baukunst, die immer wieder an die altüberkommene Form der Basilika anknüpfte, in welcher der religiöse Kult vor einer zahlreichen Gläubigengemeinde weit intensiver zur Geltung kommen konnte. Vielleicht darf man schon für das Ende des achten Jahrhunderts die Erwähnung der drei Altäre im Chor und den beiden Seitenschiffen auf den ostendenden Dreiapsidenschluß beziehen, wie ein solcher

[1]) W. M. Schmid, Passau S. 20, 21.
[2]) M. B. XXXI. 1. 176.
[3]) M. B. XXVIII. 1. 221.
[4]) M. B. XXVIII. 1. 244.

erstmals bei St. Emmeram im benachbarten Regensburg um 768 nachweisbar ist. Jedenfalls bewegte sich die bauliche Entwicklung der Stephanskirche bis zur Wende des Jahrtausends in dieser Richtung. Aus dem Vergleich mit andern bayerischen und österreichischen Bauten des elften und zwölften Jahrhunderts läßt sich die Folgerung ziehen, daß auch der alte Dom der Dreiflüssestadt jenes charakteristische Merkmal besaß, das den bayerischen und österreichischen Baudenkmälern mit den oberitalienischen gemeinsam ist: den Mangel eines Querschiffes und die drei östlichen Apsiden vor den in der Regel gleichmäßig langgestreckten Schiffen der Basilika. Der Dom zu Gurk mit der fast die Hälfte des Innenraumes umfassenden Gruftanlage, die Augustinerkirche zu Seckau, das Niedermünster und die Schottenkirche zu Regensburg, die Klosterkirche zu Moosburg, die Kirchen zu Tierhaupten, Illmünster, Steingaden weisen diese den oberitalienischen Bauten im wesentlichen gemeinsamen Formen auf.[1]) Wenn auch im Hinblick auf die heutige Vierungskuppel die alte Tradition eines Achtecksturmbaues angenommen werden könnte, wie die romanischen Dome in den Rheinlanden zu Speier, Worms und Mainz oder die Apostelkirche zu Köln, die Abteikirche zu Maria Laach und die St. Godehardkirche zu Hildesheim ihn besitzen, so wäre doch ein solcher Turmbau sehr wahrscheinlich erst nach dem Stadtbrand von 1181 zu setzen, da im 13. und 14. Jahrhundert wieder von einer größeren Bautätigkeit berichtet wird. Aus der heutigen Anlage der Vierungskuppel läßt sich für eine frühere Periode kein zwingender Anhaltspunkt gewinnen, da der konstruktive Aufbau des Achtecksturmes vollständig den gotischen Stilcharakter an sich trägt.

Die Krypta des Stephansdomes läßt sich in ihrer Entstehungszeit sicher bis zum ausgehenden elften Jahrhundert verfolgen. Es besteht die große Wahrscheinlichkeit, daß gerade die Auffindung der Gebeine St. Valentins, bei der nach alter Überlieferung die zerfallenen Stücke einer Bleitafel entdeckt wurden, mit Bauarbeiten im Zusammenhang steht, die unter dem Chor zur Anlage einer größeren Gruft vor sich gingen. Ungefähr seit der Zeit der Reliquienerhebung St. Valentins, die in das Jahr 1120 zu setzen ist, bis zum Dombrand 1181 diente diese Krypta bereits als Begräbnisstätte für die Bischöfe.[2]) Sie muß schon damals in nicht geringen Maßen einen großen Raum unter dem Chor umfaßt haben. Ihr Bestehen läßt sich seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als die Bischöfe im Kirchenraum selbst beigesetzt zu werden pflegten, wenn auch in veränderter Form als eine capella beatae Mariae Virginis, quae crypta vocatur, als Unterkirche der Gottesmutter bis zum großen Dombrand des siebzehnten Jahrhunderts urkundlich nachweisen.[3])

‚Zwiscen Tounouwe unt dem In noch ein altiu burc stât, Pazzouwe si den namen hât', singt der Dichter des Nibelungenliedes in der Nibelungenklage. Inmitten dieser altiu burc, der Altstadt, erhob sich zu Bischof Piligrims Zeiten der kerkerhaft feste Stephansdom, dessen Schwelle die großen deutschen Könige und Kaiser überschritten, um an dem Altar des Erzmärtyrers und der Ruhestätte der

[1]) C. Gurlitt, Geschichte der Kunst, Stuttgart 1902. I, 439.

[2]) Codex l. 27085, fol. 174b. Hof- und Staatsbibliothek.

[3]) Vgl. II. Der romanische Dom.

zwei Glaubensboten ihre Weihegaben niederzulegen. Und bald nach Bischof Piligrim kam eine der hochragendsten Erscheinungen der Bischöfe des Hochmittelalters auf den bischöflichen Stuhl der Dreiflüssestadt, Altmann, die feste Stütze der deutschen Kirche im wilden Kaiserzwiste, einer der bedeutendsten Förderer der Kunst in den weiten Gauen seiner ausgedehnten Diözese. Er hatte das Kloster St. Nikola außerhalb der Stadt gegründet, in der Nähe der Stadt Mauttern an der Donau das Kloster Göttweih erbaut, wo ihm nach alter Sage ein Bote des böhmischen Königs Wradislaus ein von einem griechischen Meister in getriebener Arbeit ausgeführtes Muttergottesbild überbrachte, und das Stift St. Florian, das bei den Ungarneinfällen schwere Schäden erlitten hatte, ebenso Kremsmünster neu und prächtig ausgestattet.[1]) Sein Biograph, der Mönch aus Göttweih, schreibt zwar keinen eingehenderen Bericht über die Verdienste des großen Bischofs um die Stephanskathedrale. Doch die kurze Bemerkung, daß bei seinem Tode fast alle Kirchen des weiten Sprengels aus Stein erbaut, mit vielen Kirchenbüchern versehen und mit Malereien reich geschmückt waren,[2]) genügt, um auf die beginnende Blüte der romanischen Kunstepoche und auf die selbständige Entfaltung des deutschen Bauwesens zu weisen. Es war die Zeit, wo in Niederaltaich, dem alten Kloster der Diözese, das neben Tegernsee und St. Emmeram auf die kulturelle Stellung Süddeutschlands den wichtigsten Einfluß hatte, der Mönch Thiemo lebte, der als Baukünstler, Bildhauer, Erz- und Steingießer, als Maler und Mechaniker das künstlerische Leben des Stiftes begründete, während der Abt Gotthard als Reformator nach Hersfeld und später nach Hildesheim zog, um gleich dem Abt Wilhelm von St. Emmeram, dem Begründer der Hirsauerschule im Schwarzwald, seine künstlerische Mission im fernen deutschen Norden zu erfüllen.

---

[1]) Stülz a. a. O. S. 15.
[2]) Stülz a. a. O. S 69.

II. Der romanische Dom und seine Umgestaltung.

In die Zeit des begeisterten Kampfes für das Heilige Land, als Tausende von Kreuzfahrern auf ihrem Zuge dem Laufe der Donau folgend auch die alte Bischofsstadt berührten, fällt eine Katastrophe, die dem Stephansdom und einem Großteil der Stadt die Vernichtung brachte. In den Chroniken der österreichischen Klöster Kremsmünster und Reichersberg sind darüber wenige, kurze Angaben enthalten.[1]) Es war um die Mittagsstunde des 21. Mai 1181, als ein wütender Brand, dessen Ursache unbekannt ist, sich mit entfesselter Macht über die Donaustadt breitete und auch die altehrwürdige Bischofskirche in Schutt und Asche legte. Zwar mag die berechtigte Annahme gelten, daß ebenso wie in dem später, im siebzehnten Jahrhundert, wiederholten Brandunglück das steinerne Werk in der Anlage seiner Hauptmauern größtenteils noch festen Stand wahrte. Allein der ganze, reichglänzende Prunk des Innenraumes fiel nach den überlieferten Nachrichten außer dem Grabmal der beiden Diözesanpatrone dem verheerenden Elemente zum Opfer, ein Moment, das die sichere Tatsache einer Holzdeckenanlage rechtfertigt, die bei den vielen, großen Stadtbränden jener Zeit den Gotteshäusern so gar keinen Schutz bieten konnte.

Bischof Theobald säumte nicht, die Wiedererhebung des ausgebrannten Domes, die sich bei der Notlage der Bewohner und dem Mangel der notwendigsten Mittel vorerst nur auf den Schutz und die Erhaltung der bedrohten Bauteile besonders durch die Neuaufführung von Dachungen erstreckte, in Angriff zu nehmen. Doch das Werk seiner tätigen Sorge wurde bereits nach acht Jahren unterbrochen. Um Ostern 1189 schloß er sich dem Zuge des Kreuzheeres Friedrich Barbarossas an, das von Regensburg aus donauabwärts nach Passau gekommen war und sollte, wie der große Kaiser, fern von seiner Bischofsstadt den Tod finden. Zu Antiochien an der Pest erkrankt, starb er dortselbst und wurde in Akkaron begraben.

Unter Theobalds unmittelbaren Nachfolgern ist von einer wesentlichen Förderung des Baues nichts bekannt. Als Bischof Gebhard im Jahre 1221 den bischöflichen Stuhl bestieg, war sein Streben darauf gerichtet, die zerstörte Innenausstattung allmählich wieder zu ergänzen. Er ließ zwei neue Altäre in der Domkirche aufstellen,[2]) deren einer dem heiligen Rupert und dem heiligen Martin, der andere der

[1]) Erhard I. 72.

[2]) M. B. XXVIII. 2. 323.

heiligen Katharina und dem heiligen Thomas geweiht war. Ein Zerwürfnis des Bischofs mit seinen Domherren, von denen er unter andern Vorwürfen der Anhängerschaft an den exkommunizierten Kaiser Friedrich II. geziehen wurde, konnte ebenso wie die spätere einjährige Vakatur des Bischofsstuhles der weiteren künstlerischen Ausgestaltung der Kathedrale nur ein Hemmnis sein. Von seinem Nachfolger Bischof Rudiger von Radeck berichten die Urkunden,[1]) daß er einen Bischofsstuhl, aus Silber gefertigt, im Innern aufstellen ließ. Gerade der bedeutsame Umstand, daß in seiner für das Bistum verhängnisvollen Regierungsperiode aus den Kirchen des Lorcher Archidiakonats die Bezüge zum Unterhalt der notwendigen Lichter und Kirchengerätschaften für den Dom zu Passau erholt werden mußten, läßt mit Bestimmtheit erkennen, wie auch der äußere religiöse Kult einem Verfall gegenüber zu stehen drohte, so daß unter der Ungunst der Verhältnisse eine energische Fortführung und dauernde Instandsetzung des Werkes nicht zustande kam.

Erst der Regierungsantritt des edlen, hervorragenden Bischofs Otto von Lonstorf im Jahre 1254 bedeutet einen tiefer eingreifenden Wendepunkt. Wenn in dem Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler[2]) der Gedanke ausgesprochen ist, daß bereits seit dem Jahre des Brandunglückes 1181 ein Neubau im Sinne des von Oberitalien beeinflußten Salzburg-Berchtesgadener romanischen Basilikabaues sich vollzog, dem im Jahre 1285 ein weiterer Neubau unter Regensburger Einfluß folgte, so mag diese Ansicht, den historischen Gründen nach zu schließen, wohl nur auf Vermutung beruhen. Denn, noch achtzig Jahre nach dem Dombrand, am 7. Mai 1264 klagte Bischof Otto, daß seine Kathedrale von alters her an Ecken und Enden von sehr schweren und zahlreichen Schäden bedroht werde — ex vetustate temporum ruinis gravissimis hinc et inde sepissime, berichten die Monumenta Boica.[3]) Sein Werk erst waren die Vorarbeiten für den rascheren Gang des eigentlichen restaurierenden Umbaues. In dem gleichen Schreiben, wo er den tieftraurigen Zustand des Gotteshauses beklagte, wies er auf die Rangstellung einer Mutterkirche hin, die durch ihre Pracht auch den Ruhm ihrer Töchter verkünde, und auf das Laster der Undankbarkeit gegen eine Mutter, die ihre Kinder erzog und auf den Armen trug. Geleitet von dem Bewußtsein, daß in der Aufbringung geeigneter Kräfte und der Sicherung der notwendigen Mittel eine ernste, verantwortungsvolle Oberhirtenpflicht liege, bestimmte er für die Dombaukasse die Renten des ersten Jahres, sobald sich eine Pfarrpfründe erledigte, deren Besetzungsrecht ihm zustand. Die finanzielle Verwaltung und Oberleitung des Baues wurde einem Domherrn übertragen, ein Amt, das ähnlich wie im Bau des siebzehnten Jahrhunderts der „Hochfürstliche Thumbpaumaister" und die „Thumbpaucassiere" zu versehen hatten.

Die Nachfolger des verdienstvollen Bischofs Otto, dem nur eine Regierungszeit von elf Jahren gegönnt war, griffen die von ihm angeregte Förderung des Werkes mit Entschiedenheit auf. Unter ihnen nimmt Bernhard von Prambach eine

[1]) M. B. XXIX. 2. 356, 222.

[2]) H. d. D. K. von G. Dehio, Berlin 1908. S. 376.

[3]) M. B. XXVIII. 2. 388.

bevorzugte Stellung ein, dessen Regierungsantritt in das Jahr 1285 fällt. In den fast dreißig Jahren, in denen es ihm beschieden war, dem Bistum vorzustehen, nahmen die Arbeiten der Wiederinstandsetzung überraschend schnelle Fortschritte trotz der beständig gährenden Unzufriedenheit der Bürger, die in ihrem Freiheitsdrange den friedliebenden Bischof sogar nötigten, die unbotmäßige Stadt mit dem Interdikt zu belegen. Bereits 1291 konnten die Reliquien der zwei Schutzpatrone der Diözese in Anwesenheit Herzog Heinrichs von Bayern und einer vielzählig herzugeströmten Volksschar in einem Prachtsarkophag im Mittelschiff neuerdings beigesetzt werden.[1]) Der Ort wurde später allgemein als „Mausoleum" bezeichnet.[2])

Zwei Urkunden im Allgemeinen Reichsarchiv,[3]) auf Grund derer noch im siebzehnten Jahrhundert Passaus Fürstbischöfe ein altes Eigentumsrecht zu stützen glaubten, nehmen Bezug auf Bischof Bernhards Bau. Es sind Bestätigungsbriefe der Mautbefreiung von seiten der bayerischen Herzöge Stephan und Otto aus den Jahren 1306 und 1311, als von dem zwischen Abbach und Kelheim an der Donau gelegenen Steinbruch bei Kapfelberg die Steine für den Dombau nach Passau geliefert wurden.

Der erste Brief ist in lateinischer Sprache abgefaßt ‚apud Schärdingam Anno Domini MCCC Sexto in die beati Sebastiani Martyris. Herzog Stephan entbot darin den Richtern, Mautnern und Zöllnern, die zwischen Regensburg und Passau ihren Standort hatten, seine gnädige Huld und gab ihnen kund, daß er, solang der Bischof zu Passau den Dombau nicht vollendet habe, zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria und des heiligen Stephanus und zu seinem und seiner Untertanen Seelenheil von dem nach Regensburg zum Kaufe der Steine gelieferten Wein und ebenso von den später donauabwärts gefrachteten Steinen keine Mautgebühr erheben wolle. Mit strengster Gewissenhaftigkeit mußten seine Amtsleute dem Befehle nachkommen, aber auch ihrerseits die bischöflichen Boten und Sendlinge unter Eid versichern, daß der Wein nur zum Zwecke der Steinlieferung als Kaufsobjekt nach Regensburg geführt werde.

Der zweite, ausführlicher gehaltene Brief wurde in deutscher Sprache „gegeben ze Landshut, millesimo tretentesimo undecimo, dacs[4]) nach ten sontag vor den Perchtag" und lautete: „Wir Otto, von gotes genaden, Künich ze Ungern, Pfallentz Graf ze Reyn und Hertzog ze Beiern, veriehen offenbar an dem brief, daz wir durch unseres Lieben Herren Willen, des erlauchten bischof Wernhart von Pazzaue und durch unsers Lieben bruders Sel willen, Hertzog Stephans, dem goteshaus ze Pazzaue der genad getan haben, daz daz schef,[5]) daz stain treit,[6]) von Chelhaim zu dem Werch des Münsters, datz dem tum ze Pazzaue, all derweil und daz Münster

[1]) Chronic. Osterhof. in Böhmer I. c. II. 555.

[2]) Codex l. 27085. Blatt 181; Hof- und Staatsbibliothek.

[3]) Copie VIII. 4, 5 fasc. 2; Original, Fürsenselekt fasc. 138; 151.

[4]) Tags.

[5]) Schiff.

[6]) trägt.

nit volpracht ist, in unserm gelaitt und scherm gen sol, und an all vorderung zolles und der Maut; wär auch, daz daz selb schef hin auf trueg zwai Fueder weins, do man stain umb Khauffen wold zu dem Münster, derselb wein hat auch unser gelait und sol auch freilich für gen, an zoll und an all maut. Und davon gebieten wir allen unseren adelleuten und amptleuten, daz die dem gotshaus ze Pazzaue an dem Schef aufvert oder zetal, mit dem wein oder mit den stainen, wider dietz Unser gelait khainen schaden suln tun, noch den Poten, die da mit varn bei Unsern Hulden. Und besonderlich gebieten wir Unsern Mautnern und Zollnern, datz Straubing, ze Pogn, ze Tekkendorf, ze Pleinting und ze Vilzhofen: swen daz Schef hintz in chom, nauve oder wider, mazzen es sey geladen mit den zwain vazgen[1]) oder mit den stainen, daz ez dann lazzen freilich für gen an all Vorderung, freilich des Zolles und der Maut. Und darüber ze einem Urkund diser gnaden geben wir disen brief versigelten mit unserm Insigel."

Ein Meister, der die Bauarbeiten leitete, ist seiner Herkunft nach nicht bekannt. Wohl ist es aber sehr wahrscheinlich, daß, wie in frühester Zeit der alte Handelsweg von Norditalien über Salzburg auf die künstlerischen Beziehungen der Donaustadt bestimmend war, — schon in der Karolingerzeit hatte der Erzbischof Luitprand von Salzburg künstlerische Kräfte nach Osten und Panonien geschickt[2]) —, so auch damals unter Bischof Bernhard die Wiedererstehung des Domes unter dem immer noch nachwirkenden Einfluß des Südens vor sich ging. Bereits vor dem Bestehen der eigentlichen Bauhütten in Deutschland, schon in romanischer Zeit, kamen nach Süddeutschland, besonders in die österreichischen Alpenländer, viele Mauerer und Steinmetzen aus der Gegend des Comersees, die seit alters vorzügliche Bauhandwerker in den „Lombardi" und „Comassini" nach dem Norden entsandte.[3]) Es machte sich damals schon ein großer Künstlerwanderzug über die Alpen geltend, wie auch bei dem Kathedralbau des siebzehnten Jahrhunderts die Mehrzahl der am Bau beteiligten fremden Künstler aus der Umgebung von Como stammte. Zuverlässige, äußere Anhaltspunkte für einen bestimmten Schulzusammenhang lassen sich für jene Zeit mit Sicherheit nicht feststellen, da Architekturglieder aus der frühgotischen Kunstepoche am Organismus des heutigen Domes nicht offensichtlich in Erscheinung treten. Ob die über dem jetzigen Sakristeiraum erkenntlichen zwei großen Rundbögen, deren unterer durch einen eingebauten gotischen Bogen geteilt ist, charakteristische Merkmale jener Zeit sind, mag dahin gestellt bleiben. Zwei in der Stadt noch erhaltene Portallöwen, die am Rathaus und an einem Hause in der Bismarckstraße dekorative Verwendung fanden, werden wahrscheinlich noch restige Spuren des romanischen Baues darstellen.

Da der lebhafte Handel donauauf- und abwärts eine stärkere Berührung mit der alten, blühenden Nachbarstadt Regensburg ermöglichte, so ist auch das teilweise Vorwalten einer intensiven künstlerischen Strömung, die von dort ausging und beim

[1]) Fässer.
[2]) Sighart, Geschichte der bild. Künste im Königreich Bayern. München 1862. S. 39.
[3]) Geschichte der deutschen Kunst, v. R. Dohme. Berlin 1877. I. 180.

Dombau in der Donaustadt an der österreichischen Grenze den Ausschlag gab, immerhin nicht ausgeschlossen. Um so weniger, als in Regensburg in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die herrlichen Schöpfungen der Frühgotik im Entstehen begriffen waren, der Dom, das mächtige Werk Leos des Thundorfers, der gelegentlich der Teilnahme bei der großen Kirchenversammlung zu Lyon die Schöpfungen der französischen Gotik sah, dann die Kirchen der Dominikaner und der Minoriten.

Es wäre von hohem kunstgeschichtlichen Interesse, auf der Basis vorhandener urkundlicher Nachrichten den Gang der seit Bischof Otto einsetzenden Wiederherstellung des romanischen Stephansdomes verfolgen zu können. Doch über den Umfang und die Zeitenfolge der Bautätigkeit haben sich keine eingehenderen Nachrichten in die Jetztzeit herüber gerettet. An einen vollständigen Umbau darf nicht gedacht werden. In den vorliegenden Quellen[1]) wird nur kurz berichtet, daß Bischof Bernhard in der Basilika des heiligen Stephan den Chor zugleich mit der unter ihm liegenden Krypta, die dem Einsturz drohte und seit dem Brande von 1181 immer mehr verwahrloste, in prächtiger Weise erneuern und ausstatten ließ. Von einem Bau des Vierungsturmes oder einer größeren Chorerweiterung wird nichts erwähnt. Auch die Abbildung in Hartmann Schedels Weltchronik aus dem Jahre 1493 (Abb. I) läßt merkwürdigerweise jede Spur einer früheren Vierungsturmanlage vermissen. Doch mag immerhin bei dem Hinweis auf den spätgotischen Achtecksturmbau über der Vierung an die Tradition eines solchen schon aus der älteren Zeit gedacht werden. Wenn man an der Ansicht festhalten will, daß der romanische Dom noch kein eigentliches Querschiff besaß, so konnte sich wohl in der unter Bischof Bernhard einsetzenden gotischen Bauperiode bei einer Verlängerung des Osttraktes das Querschiff herausbilden. Eine ganz genaue räumliche Fixierung des frühgotischen Baues läßt sich schwerlich bestimmen, da jeder baugeschichtliche Beleg dafür fehlt.

Die Bauarbeiten an der seit dem großen Brande des ausgehenden zwölften Jahrhunderts in schweren Schäden daniederliegenden Kathedrale mögen sich unter zeitweiliger Unterbrechung das ganze vierzehnte Jahrhundert hingezogen haben, zumal die wild entbrannten Bürgerkriege den Blick von dem monumentalen Werk immer wieder abziehen mußten. Die Salbücher des St. Johannisspitals berichten, daß im Jahre 1351 die Passauer Bürgersleute Ulrich und Christine Nusser zum Dombau „hintz dem Münster zu dem Werich" eine Jahresrente von zwei Pfund Pfennigen vermachten.[2]) Erst in den achtziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts wurde durch Bischof Johann von Scharfenberg auf seine Kosten die Kathedrale, die auch im Westen ihrer Restaurierung im neuen Stil entgegenging, mit einem schwarzweißen Marmorpflaster belegt. Die übrigen Baumaßnahmen erstreckten sich zum nicht geringen Teil auf Bauarbeiten an den Kapellen des späteren Kreuzganges, die in ihren Anfängen auf das vierzehnte Jahrhundert zurückgehen.

[1]) Codex l. 27085 a. a. O.; Hund, metrop. Salisb. I. 214.

[2]) Erhard II. 43

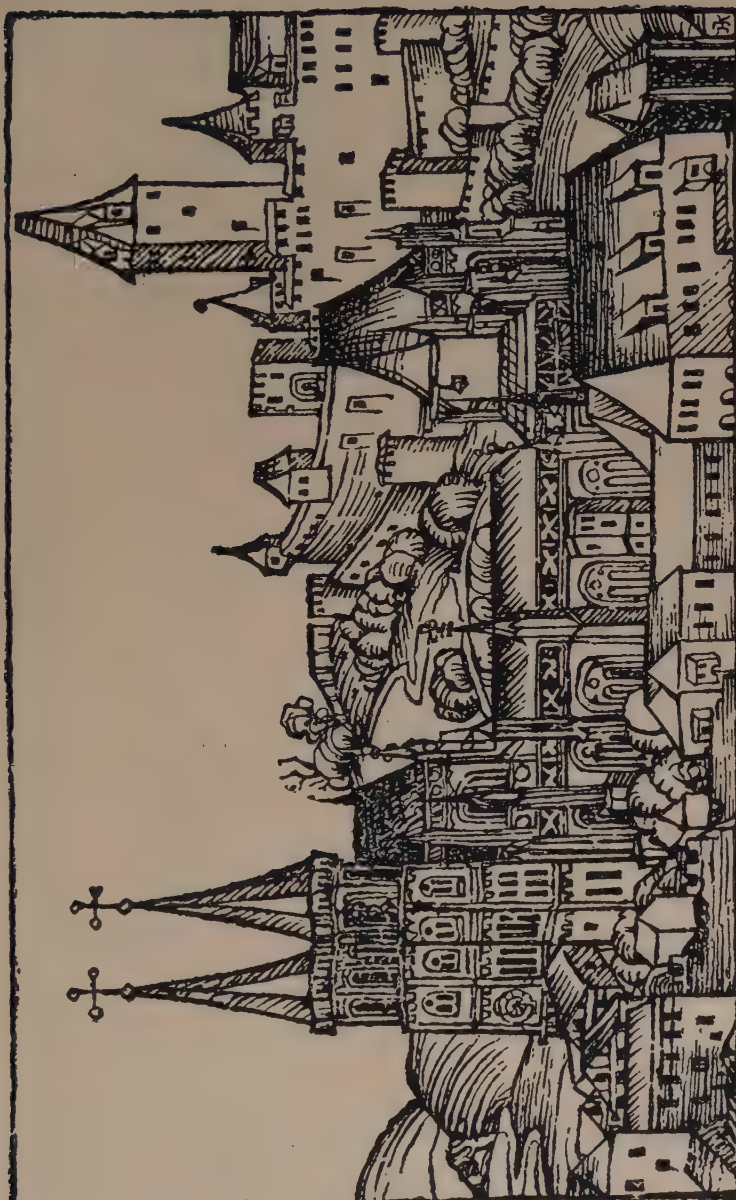


Abb. I. Detailzeichnung des Domes nach dem Holzschnitt der Weltchronik Hartmann Schedels v. J. 1493.

Während über die Innenarchitektur jede zuverlässige Nachricht fehlt — die Angaben W. M. Schmids[1]) über die Gewölbeführung aus einfachen Kreuzgewölben bleiben wohl nur Vermutung, da bis Mitte des sechzehnten Jahrhunderts das Mittelschiff des Domes urkundlich[2]) überhaupt noch nicht eingewölbt war, sondern nur eine Holzdecke trug — fließen auch über die Innenausstattung die Überlieferungen nur spärlich.[3]) Neben einem der heiligen Agatha geweihten Altar findet in den Magistratsurkunden ein Altar zu Ehren des heiligen Jodokus Erwähnung, der vor der zweiten Säule an der Südseite des Domes stand und ihm gegenüber ein anderer, dem heiligen Bartholomäus geweiht, eine Stiftung Bischofs Albrecht II. aus dem Jahre 1333. Im Jahre 1365 werden außer diesen Altären noch aufgezählt: St. Stephan, St. Rupert, St. Katharina, St. Paul, St. Christoph, Gotzleichnam, St. Kilian, St. Valentin, St. Maria, Zwölfboten, heilige Dreikönige, St. Augustin und St. Peter.

Die Gruftanlage, deren genaue Entstehungszeit unbekannt ist, hatte eine merkwürdige Wandlung seit dem Stadt- und Dombrand 1181 durchgemacht. Seit 1254 verlor sie ihre Bestimmung als Begräbnisstätte der Bischöfe. Sie fanden von diesem Zeitpunkt an bis zum sechzehnten Jahrhundert ihre Ruhestätte im Dom selbst, meist vor oder neben den aufgestellten Altären. Bischof Otto von Lonstorf hatte diese ziemlich verwahrloste Gruftanlage pietätvoll als Gruftkapelle der seligen Jungfrau Maria eingeweiht und vier Priester an ihr aufgestellt. Baulich wurde sie erst unter dem nachfolgenden Bischof Bernhard gleichzeitig mit dem Chor wieder vollständig instand gesetzt. Die „vier Hern in der grufft" hatten die Verpflichtung übernommen, täglich am Altar des heiligen Kilian und des heiligen Blasius in der Kathedrale die Messe zu lesen und jeden Montag, sofern kein Feiertag einfiel, eine Messe für die Seelenruhe aller Passauer Bischöfe zu zelebrieren. Sie mußten außerdem viermal wöchentlich für den Stifter, Bischof Otto, eine Messe feiern und alle Sonntage nachts an den Gräbern der verstorbenen Bischöfe die Vigilien absingen. Für den Unterhalt der Priester waren Einkünfte der Pfarrei Tiefenbach bestimmt worden, während die Dotation der Gruft im Jahre 1264 durch die Schenkung von mehreren Höfen in Hofarn, Obernheim und Sighartskirchen noch vermehrt wurde.[4])

Daß diese Unterkirche der seligen Jungfrau, die sogenannte Gruft — capella beatae Mariae Virginis, quam Cryptam vulgo vocant[5]) — außerhalb des Domgrundrisses zu suchen sei, etwa an Stelle des Erdgeschosses im Osttrakt des anstoßenden Seminars St. Valentin, erscheint nach den Urkunden wohl unzutreffend. In ihnen wird immer die räumliche Ausdehnung unter dem Chorraum angegeben. Und gerade der Umstand, daß bei der Aufzählung von Jahrtagen, die der Dom-

---

[1]) Schmid a. a. O. S. 34.

[2]) Vgl. Baugeschichte des spätgotischen Domes.

[3]) Erhard II. 43.

[4]) Otto von Lonstorf v. U. Schmid, Würzburg 1903. S. 66.

[5]) Codex l. 27085. Bl. 181.

propst Ulrich, Graf von Ortenburg stiftete,[1]) die Reihenfolge der Altäre lautete: St. Stephan, St. Valentin, In der Gruft, St. Johann, St. Eustach usw., also, daß zwischen St. Stephans- und Valentinsaltar und den Altären der Seitenschiffe die „Gruft“ genannt wird, weist auf das tatsächliche Bestehen der Krypta in der Domkirche. Ihre Anlage nahm natürlich nicht den der heutigen Gruft gleichen Raum ein, sondern muß weiter rückwärts analog der räumlichen Ausdehnung des damaligen Chores gelegen sein. Die heutige Gruft stammt aus dem siebzehnten Jahrhundert, wo angeordnet wurde, eine „ganz neue grufft mit ob sich habenten auf Sechs mitlpfeiler stehenten zwölf Kreuzgewölben“ aufzuführen.[2])

Bis heute war die Meinung vorherrschend, daß bereits der alte romanische Bau in seiner Anlage bedeutende Größendimensionen besaß, und Sighart, der um die Geschichte der bayerischen Kunst verdiente Gelehrte, erblickt in ihm die stattlichste Schöpfung der Zeit in Niederbayern mit zwei Türmen im Westen und einer Kuppel über der Vierung.[3]) Auch Erhard, der Verfasser der Passauer Stadtgeschichte, sieht in der romanischen Kathedrale einen Bau mit einem größeren Mittelschiff und zwei kleineren Seitenschiffen, einem Kreuzschiff mit einer sich darüber wölbenden Laterne und einem großartigen Chor mit der darunter befindlichen Krypta.[4]) Beide stützen ihre Ansicht auf die vermeintlich seit jener Zeit gleichgebliebene Anlage des jetzigen Domes und auf die Abbildung in Schedels Weltchronik.

Allein eine Reihe nicht zu unterschätzender Faktoren ist geeignet, diese Meinung etwas zu reduzieren. Die ausgedehnte Anlage des jetzigen Domes ist nämlich in ihrem Werden nicht auf das Frühmittelalter allein beschränkt, sie ist das fortschreitende Ergebnis der Erweiterungsbauten aus der Zeit seit 1181, namentlich des beginnenden fünfzehnten und des schließenden siebzehnten Jahrhunderts. 1407 wurde die Grundsteinlegung zum gotischen Chor vollzogen und damit eine bedeutendere Grundrißveränderung nach Osten, und erst im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts wurde der Nordturm zugleich mit dem Südturm aus seiner früheren Lage neben das Seitenschiff verlegt und der gegen Westen etwas erweiterten Fassade angeschlossen.[5]) Die genauen Grundformen im einzelnen anzugeben ist nicht möglich. Nur kostspielige Nachgrabungen unter dem später aplanierten Boden könnten vielleicht interessante und überraschende Grundrißformen zutage fördern.

Der Holzschnitt in Schedels Weltchronik, auf den Sighart und Erhard ihre Ansicht aufbauen, stammt aus dem Jahre 1493, einer Zeit, bis zu der am gotischen Bau beinahe ein volles Jahrhundert lang gearbeitet wurde. Er gibt nur allgemeine Anhaltspunkte über die Gestalt des Bauwerkes, wie auch die übrigen Städteansichten der Chronik, bei der die Nürnberger Meister Michael Wohlgemuth und sein Stiefsohn Pleydenwurff mitarbeiteten, zumeist nur „den Eindruck der Wahrscheinlichkeit“

[1]) Krick, Chronol. Reihenfolgen, Passau 1911. S. 738.

[2]) Vgl. Kapitel über Baugeschichte bis 1680.

[3]) Sighart, a. a. O. S. 161.

[4]) Erhard II. 43.

[5]) Konsekrationsverhandlg. von 1723. Ordinariats-Bibliothek.

2*

machen, wie Springer sagt.[1]) Dem Zeichner mag eine bedeutend ältere Abbildung als Vorlage gedient haben. Denn noch zeigen die Fenster im Langhaus und Turm den säulendurchbrochenen runden Bogen, und als einziger ornamentaler Schmuck waltet der für die spätromanische Zeit charakteristische Rundbogenfries vor, der selbst schematisch auch an den beiden Westtürmen und am abschließenden Gesimse des 1407 begonnenen gotischen Chores angebracht ist. Vielleicht war es auch nicht zuletzt die noch wenig ausgebildete Holzschnitt-Technik, die den Zeichner lieber zu dem primitiven Bogenfries zurückgreifen ließ statt der dekorativen Verwendung des krabben- und kreuzblumengeschmückten Rahmenwerkes. Derb geführte, breite Strebepfeiler, eine unklar gezeichnete Galerie über dem Seitenschiff, ein dem Chor entgegengesetzt begonnener massiger Mittelschiffbau und die um ein Stockwerk erhöhten spitzen Türme sollten den Eindruck einer im Bau begriffenen, grandiosen gotischen Kathedrale hervorrufen. Trotzdem diese Darstellung mit einer späteren Abbildung von 1576 im großen gemeinsame Punkte aufweist, läßt sie unschwer erkennen, daß die Spuren eines alten romanischen Vierungsturmes nicht einmal in rudimentärer Weise, wie sie doch eine möglichst ökonomische Bauführung voraussetzen lassen möchte, erhalten sind. Mit einem scharfen Eck schließt das Langhaus gegen das in Arbeit befindliche Querschiff ab, wo sich das Gerüste und der aufgestellte Hebebalken befindet. Fast könnte man versucht sein, aus dieser ältesten Abbildung heraus die ursprüngliche basilikale Anlage zu schälen, wenn man sich die in der Gotik entstandenen östlichen Bauteile in Wegfall denkt und die hohe Pyramidenbekrönung der beiden Westtürme.

Begreiflicherweise mag die Nachwelt nach einer Ursache forschen, die das überrasche Ende und Schicksal des umgebauten romanischen Baues erklären läßt. Ein Elementarereignis zerstörte ihn nicht. Selbst das große Erdbeben am 25. Januar 1348, das über die Kirchen von St. Paul und St. Nikola schwere Heimsuchungen brachte, und eine spätere Feuersnot ging an ihm spurlos vorüber. So muß nicht zuletzt das Ereignis der Grundsteinlegung zu dem neuen, prachtvollen, spätgotischen Chorhaupt, das sich im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts an den Namen des Bischofs Georg von Hohenlohe knüpft, in innigem Zusammenhang stehen mit dem Ungenügen dieses Kirchenfürsten an dem Raum der alten romanischen Kathedrale, die, durch wiederholte, stückweise Zutaten ergänzt, die Machtfülle seiner Persönlichkeit nach außen hin nur zu unvollkommen repräsentieren konnte. Ein unfaßbar kühnes Unternehmen müßte man es sonst nennen, an Stelle eines mächtigen, türmegeschmückten Münsterbaues grundlos einen neuen Bau zu erheben, zwar das Dokument einer neuen Kunstepoche, das aber zugleich als rätselhafte Schöpfung herrischer Fürstenwillkür gelten müßte.

---

[1]) Springer, Handbuch der Kunstgeschichte, Leipzig IV. 72.

III. Der spätgotische Dom.

1. Seine Baugeschichte.

Um die Wende des dreizehnten Jahrhunderts, als kirchliche Macht und kirchliches Leben einen mächtigen Aufschwung genommen hatten, war die Baukunst in eine der glänzendsten Epochen getreten. Die Gotik durcheilte im Siegeszug die deutschen Lande und ließ allenthalben ihre unvergänglichen Werke erstehen. Auch in der alten Donaustadt hätte sich damals schon Anlaß geboten zur vollständigen Neuschöpfung eines größeren monumentalen Dombaues. Allein erst ein volles Jahrhundert später drang der neue Stil mächtiger gegen Osten vor, nach Böhmen und in das benachbarte Inn- und Donaugebiet, wo er sich einer herrlichen Nachblüte erfreuen sollte. Und so hatte man sich damit begnügt, zum Schutze des ruinös gewordenen Domes neue Maueranlagen in seinem Ost- und Westtrakte aufzurichten und so das Bauwerk wieder instand zu setzen, zumal die materiellen Kräfte sich fortwährend mehr und mehr erschöpften im gegenseitigen Fehdekriege zwischen Bischof und Bürgerschaft. Dem tiefen Ernst, der über dem Stephansdom und der trotzigen Georgsburg gebreitet lag, entsprach der Ernst der Zeit. Das ganze vierzehnte Jahrhundert hindurch tobte heftiger als je in den Mauern der Stadt der rebellische Bürgergeist, den selbst die zentnerschweren Steinkugeln nicht zu unterdrücken vermochten, die der greise Schloßhauptmann Hans von Traun von der Bischofsburg aus auf die Unbotmäßigen schleudern ließ. Reichsacht und Bann traf die Rebellen, die sengend und brennend das Hochstift durchzogen, bis sich ihnen die bischöflichen Truppen und eine österreichische Hilfsmacht zwei Stunden unterhalb Passau in offenem Feld entgegenstellten, wo das Blut von zweihundert gefallenen Bürgern die Mündung der Erlau in die Donau färbte.[1])

Mitten im tosenden Waffenlärm war vereinzelt durch fromme Stiftungen und Spenden der Grund zu kleineren Neubauten im Kreuzgang des Domes gelegt worden, der urkundlich erstmals im vierzehnten Jahrhundert erwähnt wird. Vielleicht waren es nicht zum wenigsten die schweren, elementaren Heimsuchungen der Schreckenszeit der vierziger Jahre, die die geängstigte Volksseele zur religiösen Betätigung drängten. In jahrhundertelangem Bestehen blieben diese Baudenkmäler die Zeugen der tiefwurzelnden Glaubenskraft des Mittelalters, und erst zu Anfang des neun-

[1]) Erhard I. 129.

zehnten Jahrhunderts ließ sie ein brutaler Wille roh und rücksichtslos zerstören bis auf wenige, die ihrer günstigen Anlage die Erhaltung verdankten. Die Ortenburger Kapelle zum heiligen Sixtus aus dem Jahre 1288, die St. Elisabethkapelle aus dem Jahre 1315, eine St. Andreaskapelle, die jetzt noch bestehende Herrenkapelle genannt, und eine Allerheiligenkapelle aus dem Jahre 1323, eine Herrenbruderschaftskapelle zur heiligen Maria aus dem Jahre 1350, eine St. Annakapelle, die 1343 erfolgte Stiftung des passauischen Mautners Ludwig auf dem Stein, so reihten sie sich allmählich im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts aneinander, in schlichtem Kranze den weiten Domhof umsäumend, der in Bälde von neuem Hammerschlag und Meißelklang widerhallen sollte.

Mit dem schließenden vierzehnten Jahrhundert hatte sich der Waffenlärm ausgetobt, der sogar bis an die Portale des Domes gedrungen war. Das böhmische Hilfsvolk, das König Wenzeslaus unter dem Feldhauptmann Michael von Aldenare der Passauer Bürgerschaft zur Hilfe schickte, wurde abberufen, der König selbst wegen seiner Mißregierung des Thrones entsetzt, und jählings sank die Freiheitshoffnung der Bürger, die bereits den ersehnten Augenblick gekommen wähnten, der auch sie zu Bürgern einer freien Reichsstadt machen sollte.

Georg von Hohenlohe, ihr neuer Bischof, der spätere Reichskanzler König Sigismunds, war eine didaktorische Natur. Die Geschichte erzählt von ihm, daß er beständig ein Schreibtäfelchen bei sich trug, um die Namen seiner Gegner nicht aus dem Gedächtnis zu verlieren.[1]) Kraftvoll und unentwegt hatte er sich nach einer zweimaligen Flucht in die österreichische Nachbarstadt St. Pölten seinen bischöflichen Thron erkämpft. Und wie einst Leo der Thundorffer in der Nachbarbischofsstadt Regensburg wollte er sich ein Denkmal seines Sieges setzen durch den Bau einer neuen Kathedrale, die, größer und herrlicher als die alte bestehende, seinen ruhmreichen Namen für immer den kommenden Geschlechtern verkünden sollte. Verlegenheit um Aufbringung der Mittel zur Deckung der großen Baulast kannte er nicht. Schlösser wurden verkauft oder verpfändet, die Hälfte des Einkommens seiner Geistlichen mit Erlaubnis des Papstes beansprucht, eine Haus-, Grund- und Kapitalsteuer von der Stadt gefordert und vom Domkapitel große Geldsummen geborgt. Nach der verwitterten Steininschrift an der Südostseite des Chorhauptes, die ursprünglich in vergoldeten Buchstaben prangte, fiel die Grundsteinlegung des neuen Chores in das Jahr 1407: ‚O Welt. Anno domini MCCCCVII. in die translationis S. Stephani prothomartyris, patroni huius ecclesiae inchoatus est hic chorus positusque primarius lapis fundamenti a Georgio ab Hohnloo episcopo pataviensi. Odilo. Bav. dux.‘ Die Worte „O Welt“ waren ein geläufiger Klagelaut auf den Lippen des Bischofs, den ihm zweifellos die bitteren Erfahrungen und herben Enttäuschungen darauf preßten und manchmal böse Zungen mit dem Sprüchlein reimten: „wie übel verzehrst du St. Stephans Geld!“

Über die Baugeschichte des gotischen Domes aus dem beginnenden fünfzehnten

[1]) Erhard I. 151.

Jahrhundert flossen bis jetzt nur die allerspärlichsten Nachrichten.[1] Die kunstgeschichtlichen Handbücher mit Ausnahme Sigharts, der auf den Baumeister weist, erwähnen dieses bedeutsame Werk der Spätgotik nur selten mit Namen. Eine Schilderung und Beurteilung nach seinem künstlerischen Werte machte bis heute stets das Dunkel unmöglich, das über dem jäh zerstörten gotischen Bau gebreitet war. Mit Hilfe einiger Jahrzahlen, die von den Steinmetzen jeweils bei der Vollendung der einzelnen Bauteile in den Stein gemeißelt wurden, hatte man summarisch den Verlauf der Bauarbeiten im großen verfolgen können. Günstige Umstände und persönliche Forschungen im Innern über den Gewölben des Chores, des Quer- und Langhauses und der Kuppel ermöglichen es, einzelne detaillierte Anhaltspunkte, besonders für die Disposition des Dominnern, zu gewinnen, an deren Hand sich ein fester umschriebenes Bild von dem Werk zeichnen läßt, das mit seinen kühnen Höhen- und Längendimensionen zu den größten Schöpfungen der süddeutschen Gotik zu zählen ist. Freilich, eine vollständig restlose Charakterisierung der Bauepoche und des Bauwerkes selbst muß bei dem gänzlichen Fehlen von näheren Quellen — die Urkunden gingen wahrscheinlich in den wiederholten Stadtbränden des siebzehnten Jahrhunderts vollständig verloren — ausgeschlossen sein.

Der Baumeister, welcher unter Georg von Hohenlohe die Neuerhebung begann, war Hans der Krumenauer „Tummaister" in Passau.[2] Herzog Johann von Straubing und Holland belehnte ihn zwei Jahre vor der Grundsteinlegung, im Jahre 1405 mit einem Steinbruch oberhalb Abbach bei Kelheim, einem der vielen Sandsteinbrüche an der oberen Donau, die schon früher und besonders damals bei der großen Bautätigkeit der am Ufer liegenden kirchlichen Hauptstädte Regensburg, Passau und Wien als geschäftliche Mittelpunkte große Bedeutung hatten. Die nähere Herkunft des Meisters, der der böhmischen Hauptstadt Krumau zubenannt ist, steht genauer nicht fest. Jedenfalls weist sie auf den Kreis der böhmischen Baumeisterfamilie der Parler, deren Stammvater Heinrich von Gmünd war und die nach den Forschungen Neuwirths[3] — er liest parlerius de colonia — aus Köln stammend, im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts nach dem Tode des von Kaiser Karl IV. ins Land gerufenen Avignonenser Meisters Matthias von Arras jahrzehntelang am Prager Dombau die Oberleitung innehatten. Fast achtzig Jahre hindurch läßt sich diese Baumeisterfamilie, die auch mit den Münsterbauten zu Ulm und Freiburg in Zusammenhang steht,[4] in der böhmischen Landeshauptstadt verfolgen. Am 26. November 1407 verkaufte ein Johanko, der Sohn des Dombaumeisters Johann Parler und der Katharina Helene, einer Tochter des Jesco von Kuttenberg, sein Haus zu den Sicheln in Prag und wanderte mit seinen Brüdern Wenzel und Benedikt weiter nach Süden. Merkwürdigerweise entwickelte sich dann

[1]) Erst W. M. Schmid hat in seinem, bei Seemann (Leipzig) erschienenen Büchlein wichtige Aufschlüsse über die Meister des spätgotischen Baues gegeben.

[2]) Sighart, a. a. O. S. 437.

[3]) Neuwirth, Peter Parler von Gmünd u. s. Familie. Prag 1891. S. 113.

[4]) W. Pinder, Deutsche Dome, S. VII u. IX. K. R. Langewiesche Verlag, Leipzig.

später im Gebiet der reichen Herren von Rosenberg in den Böhmerwaldstädten Prachatitz und Krumau nach den Wirren des Hussitenkrieges eine rege Bautätigkeit, die auf eine jedenfalls dem Parlerkreis nahestehende Künstlergeneration schließen läßt. Daß Johanko, über dessen weitere Verhältnisse nichts Näheres bekannt ist, sich später in Krumau niederließ und bereits vor dem Hausverkauf im Jahre 1407 mit dem Bauherrn des Passauer Domes in Verbindung trat, also mit dem „Tummaister" Hans von Krumau identisch wäre, muß wohl nur Vermutung bleiben, da jeder geschichtliche Beleg hierfür mangelt. Die Möglichkeit, daß die drei Brüder in die Bauhütten des Donautales kamen, ist nicht ausgeschlossen. Um 1411—16 taucht in der Regensburger Hütte ein Meister Wenzla von Prag auf, der vielleicht der Bruder Johankos war.[1])

Soviel steht fest, daß der Name des ersten Baumeisters nach Böhmen weist, von wo aus über Prachatitz die alte Handelsstraße nach Passau führte, die jetzt, wie später im siebzehnten Jahrhundert, wenn auch bedingt, nochmal zur Kunststraße wurde und sich dem Laufe des Inn entlang noch weiter südlich fortsetzte. Ein Meister am Bau der überaus sehenswerten Stadtkirche zu Braunau im heutigen Innviertel, die in ihrem Innern in den Seitenschiffkapellen ein wahrer Sammelpunkt der Kunststile der folgenden Jahrhunderte geworden ist und mit ihrem heute kuppelbekrönten, mächtigen Turmbau die weite Gegend am Zusammenfluß des Inn und der Salzach beherrscht, war Stephan der Krumenauer, der Sohn des Passauer Dombaumeisters, der auch unter den Meistern der Stephanskirche in Wien in den Jahren 1427—30 erwähnt wird und im Jahre 1459 als Meister des Stiftes zu Salzburg die Steinmetzordnung unterschrieb.[2]) Nach dem Grabstein dieses im Jahre 1461 zu Braunau verstorbenen Meisters führten die „von Krumau" fünfblätterige Rosen im Wappenschild.

Außer Hans von Krumau waren beim Bau des Domes, der sich, ohne vollendet zu werden, an die hundertfünfzig Jahre hinzog, noch Werkmeister beschäftigt, deren Namen in den 1813 zerstörten Grabsteinen des Domkreuzganges überliefert worden waren. Georg Windisch hieß der eine, der vielleicht als zweitnächster Nachfolger des böhmischen Meisters gelten darf. Sein Grabstein zeigte die Jahrzahl 1466 als Todesjahr: Anno domini MCCCCLXVI jar des Freitags vor sant Laurentzen Tag ist gestorben maist. Jorig Windisch, der Baumstr. des werdigen Stiftes St. Stephans zu Passaw gewesen, dem Gott genadig sei. Auch die Denksteine eines „Werkmeisters des baus St. Stephan", Hans Lindorfers, der im Jahre 1498 Vorstand der Passauer Dombauhütte war, und der unter ihm arbeitenden zwei Steinmetzen Stephan Huber und Stephan Zerrer, die 1471 bezw. 1490 starben, standen bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts im Kreuzgang des Domes. Auf Hans Lindorfer folgte als Bauleiter der unter ihm arbeitende Steinmetz Hans Frank und dann der Landshuter Baumeister Georg Glabsperger bis in die dreißiger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts. Als Parlier des

[1]) Jakob, D. Kunst im Dienste d. Kirche, S. 90. Anm.

[2]) Sighart, a. a. O. S. 437; Gurlitt, Gesch. d. K. II. S. 96.

Georg Windisch wird ein Hans Mitterperger genannt und später Gilg Sweitzer. W. M. Schmid zählt noch mit Namen auf einen Ulrich Seidenschwanz, den im Hüttenbuch zu Admont erwähnten Hans Heeß, einen Meister Stefan, Georg Prunner, Benedikt Angerer, Leonhard Hainhofer, Ulrich Arbeiter, Georg Randecker. Später, etwa zehn Jahre vor dem Aufhören der Bauhütte um 1580 wird noch ein „Maister" Oswald Zundtesreiner genannt, der an der Herrenbruderschaftskapelle und in der Allerheiligenkapelle „im finstern Creuzgang" Gewölbeausbesserungen vornahm.

Die große Anzahl der verschiedenen Steinmetzzeichen weist auf einen äußerst regen Wechsel der beschäftigten Steinmetzen, die später, ungefähr nach 1480, nicht mehr im Taglohn, sondern im Stücklohn zu arbeiten pflegten. Die organisierte Bauhütte zu Passau, nach Wien, Köln und Straßburg damals die bedeutendste, hatte den Namen „Vom ungarischen Kreuz", — de cruce hungarica —. Mit ihr war eine eigene Steinmetzbruderschaft, die sogenannte ‚fraternitas lapicidarum', verbunden, die in kleineren Aufzeichnungen[1]) des Münchner Allgemeinen Reichsarchives Erwähnung findet. Es sind noch Quittungen des Dompfarrers über erhaltene Bezüge und Gelder aus der „Stainmezen-Zöch" überliefert, meistens ausgestellt für die Abhaltung der Seelengottesdienste am Altar der Allerheiligenkapelle, in der auch das Fest Mariä Himmelfahrt, St. Michaels und am 8. November das der vier Steinmetzpatrone, der „gekrönten" Märtyrer Claudius, Castorius, Nikostratus und Symphorianus gefeiert zu werden pflegte. Von der hohen Bedeutung, die die Passauer Bauhütte während des Mittelalters einnahm, zeigt der Umstand, daß, ähnlich wie im baufreudigen siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, ein lebhafter Austausch der künstlerischen Kräfte mit andern Städten Österreichs und Bayerns stattfand. Brünn, Olmütz, Wien, Prag und Daubravnik, Bamberg und Ingolstadt bildeten den Ausgangspunkt oder das Ziel der wandernden Meister und Gesellen an der Bauhütte der Dreiflüssestadt.

Der 1407 begonnene Chorbau, der die Verlängerung des Chorhauptes nach Osten zur Folge hatte, machte nach dem Tode Bischof Georgs nur langsame Fortschritte. Nach fast vierzig Jahren, im Jahre 1444 war er noch nicht zu Ende gebracht worden. Die Ursache daran lag wohl zum Teil in den engen, schwierig zu beherrschenden Raumverhältnissen des nach Südost abfallenden Terrains, besonders aber in dem Mangel an den finanziellen Mitteln, wie aus einem Briefe des Äneas Sylvius Piccolomini, des späteren Papstes Pius II., an seinen Freund, den Philosophen Johannes Campisius, erschlossen werden kann.[2]) Äneas Sylvius war als Geheimschreiber und Begleiter König Friedrichs III. auf seiner Reise von Wien nach Nürnberg mit nach Passau gekommen und rühmte in seinem Briefe unter den Schönheiten der Bischofsstadt besonders den herrlichen Chor, der im Bau begriffen war. Doch die Stadt und das Domkapitel hatten, seinem Urteil nach, keine sonderliche

---

[1]) A. R. Hochstift Passau. Nr. 1503.

[2]) Casp. Bruscius de Laureaco et Patavio. lib. II. pag. 286.

Lust, den vom prachtliebenden Georg von Hohenlohe begonnenen Bau mit reichen Mitteln zu unterstützen, und deshalb schenkte der gastfreundliche Bischof Bernhard, Edler von Layming, eine ansehnliche Geldsumme zur Weiterführung des Werkes. In vier Jahren erhoffte er sich die Vollendung des Chores. Allein die, wenn auch etwas unzureichende Abbildung des Domes in der Weltchronik Hartmann Schedels, die erst an die fünfzig Jahre später in der damals bedeutendsten Nürnberger Druckerei von Anton Koberger erschien, zeigt seltsamerweise keinen wesentlich erheblichen Fortschritt der Bauarbeit. Der Vierungsturmbau war vor dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts nicht in Angriff genommen, soweit in dem Holzschnitt einigermaßen ein Stützpunkt für die historische Entwicklung gesucht werden darf. Ungefähr gegen die siebziger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts wurde erst das südliche Querschiff, dessen Aufbau zumeist unter Leitung des Baumeisters Windisch vor sich ging, zu Ende geführt. Zwischen den beiden Hauptfenstern steht die Jahrzahl 1462 eingemeißelt.

Die genaue Bestimmung der baulichen Angliederung des Chorneubaues an die frühgotische Ostendung bleibt wohl eine schwer zu lösende Frage. Jedenfalls wurde nicht sofort die ältere, kaum vor hundert Jahren einer Restaurierung unterworfene Choranlage schlechterdings abgebrochen, so daß der Innenraum zum Teil dem freien Himmel ausgesetzt war, sondern der Gang der Bauarbeiten vollzog sich von Ost nach West, gleichsam nach Art einer Überbauung des ursprünglichen Chorhauptes.

Zur Behebung der finanziellen Not flossen zwar beständig wohltätige Spenden, wenn auch nicht immer so hochherzige, wie die des Grafen Ezzelin von Ortenburg, der im Jahre 1454 tausend rheinische Gulden zum Baufond bestimmte.[1]) Man war allgemein bei den großen Dombauten, wie bei den andern Kirchenbauten neben den Einkünften aus den Opferstöcken, Pfarrabgaben und städtischen Zuschüssen nicht wenig auf die Opferfreudigkeit der Gläubigen angewiesen, die in ihren Testamenten die Baukasse zu bedenken nicht vergaßen. Manchmal übernahmen auch Zünfte und Innungen die Kosten für den Weiterbau und die Ausstattung von Kapellenanlagen und Gewölbekappen, die dann ihren Namen tragen durften. Zuweilen wurden auch Geldstrafen für Übertretungen als Leistungen an die Dombaukasse festgesetzt. So wurde am 17. Juli 1432 bei einem Schiedsspruch zu Passau bestimmt: „welcher tail unsern Spruch in ainem Artikel oder mer überfüre und nicht hielte, der ist dem andern tail, der den Spruch helt, hundert mark lotiges golldes und zu dem pau der Tumpkirchen hie zu Passau auch hundert mark ynner Sechs Monaden an alle gnadn und nachlassen verfallen zu betzalen.“[2])

Herzog Albrecht von Bayern gewährte später in entgegenkommender Weise die Steinlieferung aus seinen an der oberen Donau gelegenen Steinbrüchen gegen eine kleine Vergütung und ließ aus diesem Grunde im Jahre 1475 zu Straubing

[1]) M. B. XXXI. 2. 430.
[2]) M. B. XXVIII. 2. 527.

„am Pfintztag vor dem Sontag Jubilate“ eine Urkunde ausfertigen:[1]) „von Gottes Gnaden, Wir Albrecht Pfallunzgrave bey Rein, Hertzog in Ober und Niedern Bairn etc. bekennen als ainzger Regirender Fürst für unns, all unnser erben und miterben, und tun kundt offentlich mit dem brieve, das wir aus genaden und gutem willen zur notturft des heiligen martrers und nothelffers Sanndt Steffans Tumbkirchen ze Passau zu denselben pau vergundt und erlaubt haben, vergönnen und erlauben mit dem brief, unser zwen Stainpruch, die oberhalben Abach auf der Tonau zunächst unnderhalben Sand Peters Stainpruch daselbs gelegen sind, zu haben, und da Stain zeprechen und zefurn lassen zu des vorgemellten paus notturfft, an Irrung und hindern; Allso das jerlich uns auf unnsern Casten gen Abach davon gegeben und geraicht werden sol, von yedem Stainpruch zwelf Regenspurger pfennyng derselben werung, alles bis auf unns oder unns erben widerruffen; Und dieweil unns solich zyns jerlich davon gegeben wirdet, and das nit widerriefft ist, So sol es unverhindert dabey beleiben; des zu Urkundt haben wir den brief mit unsern Dekret geben : . . .“

Das Steinmaterial aus diesen beiden Steinbrüchen, die in bezug auf das Recht des Eigentumes und der Ausbeute beim Dombau des siebzehnten Jahrhunderts neuerdings in Frage kommen, wurde hauptsächlich für den Bau des nördlichen Querschiffes verwendet, wo im Jahre 1467 von Ulrich, Edlem von Nußdorf, der auch die große Orgel für den an der nördlichen Querschiffseite errichteten Musikchor erbauen ließ[2]) und den Bau der an Stelle der Judensynagoge stehenden Salvatorkirche in der Iltzstadt begann, der Grundstein gelegt wurde. Dem Kirchenfürst war es beschieden, die prachtvollen Kathedralen von Straßburg und Reims zu schauen, als ihn ein ehrenvoller Auftrag seines Freundes, des Königs Ladislaus von Ungarn und Böhmen, an der Spitze von siebenhundert Rittern nach Frankreich führte, um die Tochter König Karls VII. als Braut seinem Freunde zuzuführen. Die Eindrücke auf diesem Zuge, dessen Ziel Paris war und der in Reims durch den jähen Tod Königs Ladislaus erfolglos zurückkehren mußte, mochten den baufreudigen Kirchenfürst nicht wenig zur energischen Fortführung seines Dombaues begeistert haben. Er ließ im Jahre 1471 die Stephansdomkirche mit einem schwarzen und weißen Pflaster belegen, ein Umstand, der die Aplanierung der Bischofsgräber, die teilweise mit ihren Marmormonumenten über den Boden ragten, herbeiführte und die Versetzung der Marmorplatten in die Mauern der Schiffe zur Folge hatte.[3])

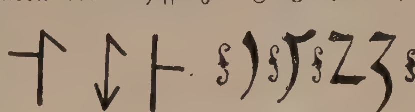


Abb. 1. **Steinmetzzeichen.**

Bald nach dem beendigten Nordquerschiffbau wurde zur Errichtung des Achteckturmes über der Vierung geschritten. Seine Vollendung fällt in die zwanziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts unter Leitung des Meisters Glabsperger. In einem an der Nordostkante der Kuppel aufsteigenden Türm=

[1]) Allgem. Reichsarchiv. Passauer Hochstiftsurkunden 8. fasc. VII. 6, 1.

[2]) Codex l. 27085 unter Ulrich v. N.

[3]) Codex l. 27085 unter Ulrich v. N.

chen haben die Steinmetzen als Zeit der glücklichen Vollendung des Werkes die Jahreszahlen 1522, 1523 und 1524 und einige Steinmetzzeichen in die schmale Wand gemeißelt. (Abb. 1.) Dieses Türmchen führt auf einer vierundachtzig Stufen zählenden Wendeltreppe abwärts zu einem Eckturm an der Nordostseite des Querschiffes, dessen mit einem reizenden Netzgewölbe schließende Decke das gräfliche Wappen des im Jahre 1490 verstorbenen Bischofs Friedrich I. schmückt. Zahlreich sind die Steinmetzzeichen, die im Laufe der Jahre an die Wände des Türmchens

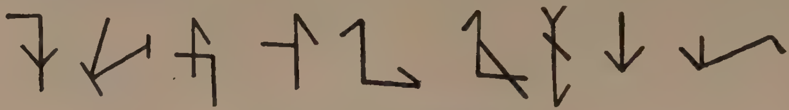


Abb. 2. **Steinmetzzeichen.**

die fleißige Gehilfenhand meißelte. (Abb. 2.) Unter der Regierung Bischofs Friedrich war der Bau des Querschiffes zu Ende geführt worden, der unter seinen Vorgängern eine zeitweilige Unterbrechung erfahren hatte. In den Sommermonaten des Jahres 1482 wurde nämlich infolge einer zwiespältigen Bischofswahl zwischen Kardinal Georg von Hasler und Friedrich Mauerkircher über die Stadt der Belagerungszustand verhängt. Bei dem zweimonatlichen Bombardement vom St. Georgsberg aus hatte auch die neue Choranlage des Domes durch einfallende Stückkugeln erheblich Schaden gelitten.[1])

Über nähere baugeschichtliche Einzelheiten bei dem allmählichen Wandel der Kathedrale in den spätgotischen Dom läßt sich nur allgemein ein bestimmtes Urteil aussprechen. Daß der Grundriß der ursprünglichen Bauanlage des Langhauses in dem Hochschiff und den beiden Seitenschiffen beibehalten wurde, steht wohl außer Zweifel. Die Breitanlage war schon wegen der lokalen Beschränktheit an den früheren Grundplan im großen gebunden. Die Hauptänderung erlitt die Ostseite durch den neuen Anbau des hohen Chorhauptes. Und dabei tritt die interessante Erscheinung zutage, daß dieser neue Chor mit Einschluß des Querschiffes in seiner Fluchtlinie nicht mit der des Langhauses harmoniert, sondern der Längsachse nach in einem kleinen Winkel nach Norden abweicht. Wahrscheinlich waren für diese Grundrißanlage, die wohl nur aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammen kann, vor allem technische Gründe ausschlaggebend, weniger das symbolische Bild der Neigung des Hauptes Christi, das in derartigen Anlagen öfter gesucht werden mag. Diese Grundrißänderung bedingte besonders das zu starke Gefälle des Terrains, das heute weniger mehr zur Geltung tritt und damals gegen den Residenzplatz nach Osten und Süden — man denke an die Hofstiege, die zum „Innbrucktor" führt — ungleich steiler war, dann auch die beschränkten Wegverhältnisse, da durch eine geradlinige Fortführung des neuen Baues die Durchfahrt vom ehemals fast um die Hälfte kleineren und von Händlerbuden und Handwerkerhäusern dicht besetzten Residenzplatz zur Zengergasse herauf bedeutend gehemmt worden wäre. Bischof Christoph von

[1]) Erhard II. 46.

Schachner, der im Jahre 1490 nach Vollendung des Osttraktes die Regierung antrat, erkannte die ungelegene Nähe des an die erweiterte Kathedrale unmittelbar angrenzenden Marktplatzes und erließ zwei Jahre später, „an Montag nach sand Mathiastcg, des heiligen Zwölfboten“ unter Zustimmung seines Kapitels und der Stadtgemeinde eine Bestimmung[1]) zur Vergrößerung des Marktplatzes durch die teilweise Hereinbeziehung der Straße „unter den Chrämern“. Als Grund dieser Maßnahme erwähnte er ausdrücklich, daß er „angesehen und betracht die unrue, unfueg und uebelstandt auf unserm Platz und Hoffe bey dem Gotshaus unsers Thumbs, wie dann lannge Zeit her beschehen“, und dem er „Gott dem Allmechtigen und unnsern heiligen patron, dem erstn Martrer sand Steffan zu lob und Eren auch gezirde der Kirchen und von gemains nutz und fugsamkeit wegen“ Abhilfe schaffen wollte.

Wenn man an der Annahme festhalten will, daß der frühgotische Ostbau keine übergroße Erweiterung erfuhr, eine Ansicht, die besonders durch den mit dem spätgotischen Chor gemeinsamen Achsenbruch des jetzigen Querschiffes begründet erscheint, so bildete sich jetzt durch die weiter hinausgerückte neue gotische Choranlage ein breiteres Querschiff heraus, dessen Nordflügel für den Musikchor gewonnen wurde und dessen Mitte von dem weithin sichtbaren Vierungsturm gekrönt werden sollte, in dem die ganze Baugruppe gipfelte. Der rechte, südliche Querschiffflügel mußte, in seiner Außenmauer der Chorlinie folgend, um ein bedeutendes einwärts gezogen werden und zeigt die um etwa fast einen Meter geringere Breitanlage im Vergleich mit dem linken Flügel. Dieses Moment, das eben in der Terrainbeschaffenheit begründet lag, erscheint in überraschender Weise in dem Raum über den Gewölben der beiden Querschiffflügel. (Abb. 3.) Dort entspricht eine Distanz von ungefähr 0,45 m vertikalen Abstandes zwischen dem Wandbogen und dem Innenbogen einer Distanz von etwa 1,20 m vertikalen und 0,10 m horizontalen Abstandes der genannten Bögen beim nördlichen beziehungsweise schmäleren südlichen Flügel.

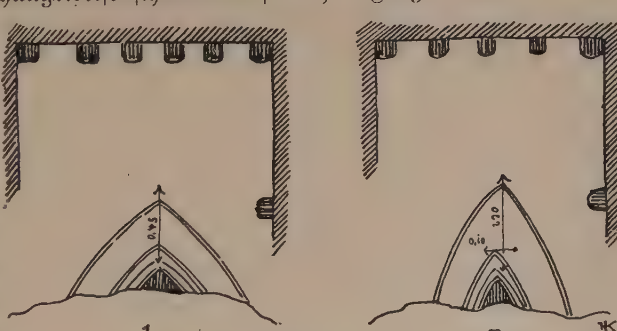


Abb. 3. **Kragsteine und Bogenführung im Nord- (1) und Südquerschiffflügel (2).**

Eine der interessantesten Erscheinungen der Innenarchitektur in der Geschichte des gotischen Dombaues ist die Tatsache, daß der Chor und das Hochschiff samt dem Querschiff bis über die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hinaus nicht eingewölbt war. Diese Bauteile besaßen nur einfache Flachdecken aus Holz, deren Balkenträger in Gestalt wuchtiger Kragsteine in regelmäßigen Abständen über

[1]) Erhard II. 95.

dem Chor und dem Querschiff (vgl. Abb. 3) sichtbar sind. Wir verdanken diese Nachricht der Visitationsreise des Kardinals Commendone, der in den Zeiten der Reformation als früherer Legat in Deutschland mit Kaiser Maximilian über die Zurücknahme der dem protestantischen Adel Österreichs gemachten Zugeständnisse unterhandeln sollte, und, als er unverrichteter Dinge abreisen mußte, nachträglich den Auftrag zu Kirchen- und Klostervisitationen erhielt, um die Bestimmungen des Tridentinums zur Geltung zu bringen.[1]) Die Akten, die in lateinischer Sprache in ihren Originalprotokollen im vatikanischen Geheimarchiv liegen, berichten, daß am 28. Februar 1569 die Kathedrale der Donaustadt einer Visitation unterzogen wurde, nachdem der Kardinal, vom österreichischen Kloster Wilhering kommend, bereits St. Andreas und St. Nikola besichtigt hatte. Er fand die Domkirche sehr geräumig und schön, gewölbt in beiden Seitenschiffen, aber nicht im Mittelschiff mit Ausnahme des überwölbten Raumes über dem Hochaltar — fornicata ex utroque latere, sed non in medio, nisi cooperitur altare maius ex fornice. Daß der Hochaltar von Commendone als überwölbt bezeichnet wird, möchte auf eine schon länger bestehende Gewölbeanlage schließen lassen; allein, da über dem Chorraum durchgehends die zum weitaus größten Teil leider arg verstümmelten Kragsteine erhalten sind, weist die Notiz des Kardinals jedenfalls auf den beginnenden Steingewölbebau.

Bei der Frage nach dem Zeitpunkt der endlichen Einwölbung des Mittelraumes gibt eine Biographie des Bischofs Urban von Trennbach Aufklärung, die sich in einem mit vielen, teils porträtähnlichen Bischofsbildern geschmückten Kodex der Münchner Hof- und Staatsbibliothek befindet.[2]) Dieser Kirchenfürst, dessen Regierungszeit mit dem Jahre 1561 in die Zeit der aufblühenden Renaissance fällt, stand seinem Vorgänger, dem Fürstbischof Wolfgang von Salm, dem in Florenz gebildeten Freund des Humanismus an begeisterter Liebe zu den Wissenschaften und schönen Künsten nicht nach, so daß sein Biograph erzählt, er habe mehr Öl für seine Studierlampe, als Wein für seinen Trinkbecher gebraucht. Dem unvollendeten Dom seiner Bischofsstadt wandte er zeitlebens volles Interesse zu. Mit großem Aufwande ließ er das Mittelschiff, das bisher nur von der flachen Holzdecke überdacht war, mit einem steinernen Gewölbe versehen, „für viele Jahrhunderte hinaus" fügte der Schreiber dazu, ohne das Schicksal zu ahnen, das noch vor Ablauf eines Jahrhunderts dem Dom und diesem Gewölbe drohte. Auch ließ er mehrere prachtvolle Oratorien und Kapellen aufführen und das bisher hölzerne Gebälkwerk der beiden oberen galerieartigen Umgänge kunstvoll in Marmor ausstatten. Für die möglichst reiche Pracht des Kultus in seiner Kathedrale, in der schon im ausgehenden fünfzehnten Jahrhundert fünfzehn Altäre genannt werden, hatte der baufreudige Fürstbischof, der neben dem Neubau des Franziskanerklosters und mehrerer entlegener Schloßgüter auch seine mit vielen großen Porträts seiner Vorgänger bereicherte

[1]) Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- u. Zisterzienserorden 1893. IV. Heft. S. 578.

[2]) Codex l. 27085, pag. 208, 216.

Residenz durch einen hochragenden, um vier Geschosse gesteigerten Turmbau vergrößerte und an der Mündung der Gaisa in die Donau die noch heute stehende kühngespannte Bogenbrücke errichtet hatte, nicht weniger eifrigste Sorge getragen. Mit Perlen gestickte Mitren und Pallien und eine Menge anderer kunstvoll gearbeiteter Paramente waren unter ihm zur Ausführung für den heiligen Dienst anbefohlen worden. Mehr und mehr häuften sich die kostbaren Wertstücke des Domschatzes, von denen wir heute fast keine Spur mehr besitzen. Bereits in deu frühen Inventarium aus dem Jahre 1482 wird eine bunte Fülle jener Prachtwerke der Goldschmiedekunst und Stickkunst aufgezählt, die die außergewöhnlich reiche Blüte und Vielseitigkeit des Kunsthandwerks im Mittelalter ahnen lassen.[1])

Man sucht begreiflicherweise nach einer Erklärung der über anderthalb Jahrhunderte langen Baugeschichte des gotischen Domes, für den ohne die große Feuerkatastrophe von 1662 ohne Zweifel auch unsere Tage einen ähnlichen Turmausbau geplant hätten, wie ihn etwa zu Regensburg Baumeister Denzinger schuf. Man muß zunächst den einen wichtigen Umstand in Betracht ziehen, daß der Beweggrund zu dem mächtigen Chorneubau doch in höherem Grade einer rein persönlichen Initiative entsprang als dem zwingenden Bedürfnis der Zeit. Von einer kraftvollen Energie geleitet setzte der Bau ein, plötzlich und unerwartet. Die Geschichte weiß keine eigentliche äußere Ursache festzustellen. Allein nicht alle Bischöfe, die auf den unerschrocken unternehmenden Georg von Hohenlohe folgten, waren gleich ihm, der als Kirchenfürst später auf dem Konstanzer Konzil vier Jahre lang eine hervorragend glänzende Rolle spielte, von jenem ehrgeizigen Gedanken geleitet, den später der Sonnenkönig an der Seine in die Worte kleidete, daß durch jedes Bauwerk der Bauherr sich immer selbst ein Denkmal setze. Am fürstbischöflichen Hofe des späteren siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts lebte dieser Gedanke als selbstverständlicher Faktor. Die vielen Fürstenwappen in der jetzigen Domkirche sprechen ihn deutlich aus. Allein gerade dem ausgehenden fünfzehnten Jahrhundert fehlte in Deutschland jene freie Großzügigkeit, deren sich Italien erfreute, wo die Medici und die Päpste der Renaissancezeit ihren Namen durch monumentale Schöpfungen Unsterblichkeit verliehen und die reichen Patrizierfamilien ihrem Geschlechte gewaltige Prachtpaläste schufen. Kaiser Maximilian gedachte sich seinen Ruhm zu sichern dnrch einige hundert Holzschnittbögen, den Theuerdank, den Weißkuning, den Triumphzug und die Ehrenpforte und wandte sich an Dürer, den großen Meister.

So zeigte das ausgehende Mittelalter auch selten mehr jene markanten Gestalten von ehedem auf dem Bischofsstuhl der Donaustadt, die es sich nicht nehmen ließen, neben dem Krummstab und dem Schwert zuweilen auch zur Mauererkelle zu greifen. Die Streite mit den Herzögen, die zänkischen Fehden mit dem Rittertum, die Kleinhändel mit den bürgerlichen Zünften, die Greuel der Pest, die ein Drittel der Stadtbevölkerung dahin raffte, die Judenverfolgungen raubten immer mehr den großen Blick für das monumentale Werk. Und der beginnende Hussiten-

---

[1]) Ordinariatsarchiv (Kopie).

krieg im Anfang des Jahrhunderts, bei dem die Stadt aufgefordert wurde „mit gantzer macht und darzu mit püchsen, schützen und getzeuge" sich dem Reichsheer zu Nürnberg anzuschließen, und außerdem jene schweren Elementarereignisse der Stadtbrände von 1435 und 1442, der Überschwemmungen von 1439 und 1501, der abermaligen Feuersnot von 1508 und besonders von 1512, wo an die dreihundert Gebäude eingeäschert wurden, mußten notwendigerweise das Interesse nur zu sehr auf eigen Heim und Leben konzentrieren. Immer bescheidener flossen die Opfergaben für den Bau der Kathedrale. Und während früher der freie Hüttenmeister mit wandernden Gesellen von Bau zu Bau zog, ähnlich wie später die Meister der Barockzeit, und gleichzeitig mehrere Bauten zu leiten verstand, sorgte allmählich ein zum Zunftmann gewordener, um Sold dienender Werkmeister meist nur mehr für die Instandhaltung des von den Vorfahren Geschaffenen.

Der Abt des Passau benachbarten Klosters Vornbach am Inn, Angelus Rumpler, der um das Jahr 1505 ein Büchlein, ‚de calamitatibus Bavariae' schrieb,[1]) aus dem unter Hinweis auf den einfachen Sinn der früheren Geschlechter eine bezeichnende Entrüstung über die Luxusbauten der Domherrn und ihre vornehme Lebensweise spricht, bemerkte von der damaligen gotischen Kathedrale, daß man allgemein die Ansicht aussprach, sie sei wohl ein ewiger Bau, dessen Vollendung Gott allein bekannt bleiben mag.

2. Charakteristik des gotischen Domes.

Aus der Zeit Urbans von Trennbach stammt eine von Leonhard Abent gezeichnete Stadtansicht Passaus, die zu Köln bei Peter Braun gedruckt wurde und in dem von Braun und Högenberg im Jahre 1576 herausgegebenen Städtebuch erschien. Sie vermittelt in allerdings nur skizzenhafter Art die Ansicht des gotischen Domes, die bei dem gänzlichen Fehlen genauer Darstellungen immerhin einen nicht zu unterschätzenden kunstgeschichtlichen Wert besitzt. (Abb. II.)

Zwei mächtige Türme flankieren beiderseits das hohe Mittelschiff, das sich in einer Länge von fast hundert Metern — die heutige Ausdehnung beträgt etwas über hundert Meter — von der Westfassade an bis zum Chorabschluß hinzog. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Fassadenanlage und der Turmbau in seiner kantigen Viereckgestalt aus der älteren Zeit her stehen blieb und nur unwesentliche dekorative Zutaten erhielt. Von einer in besonderem Maße gesteigerten Entfaltung der Außenarchitektur mit mächtigen Strebepfeilern an den Ecken, die hoch über dem Dachfirst mit steil aufsteigenden Turmpyramiden schließen, wie sie ungefähr der Zeichner in Schedels Weltchronik sich erträumte, ist nichts zu sehen.

Nach dem Stich des Jahres 1576 könnte die Anlage beinahe an eine Hallenkirche erinnern, da das Mittelschiff nur um ein Weniges deutlich über das hohe Seitenschiff zu ragen scheint. Zwar wurde die Hallenform, welcher Heinrich von

[1]) Öfele, script. rer. boic. I. 101.



Abb. II. Detailzeichnung des Domes nach dem Städtebild v. J. 1576.

Gmünd den Weg nach Süddeutschland bahnte, eine besondere Erscheinung der süddeutschen Spätgotik, allein ein Blick vom Domhof aus gegen die reiche Dekoration der westlichen Querschiffseite läßt erkennen, daß die ursprüngliche Anlage mit dem erhöhten Mittelschiff und den niederen schmalen Seitenschiffen beibehalten wurde. In der Höhe des Dachfußes des Seitenschiffes scheint sich, den vom Biograph des Bischofs Urban erwähnten inneren Triforien entsprechend, ebenfalls ein Umgang galerieartig hingezogen zu haben, wenn nicht die horizontalgeführten Linien nur die kräftige Absetzung des Mittelschiffes vom Seitenschiff bedeuten sollen. Die Mauerflächen waren durch Strebepfeiler, die nach Maß des zu leistenden Gegendruckes sich mehr und mehr verjüngten und über dem Dach hinweg in schlanken Spitztürmchen, in Fialen, endeten, in senkrechte Felder geteilt, zwischen denen die mit Ziergiebeln und Maßwerk reich umrahmten, hohen Fenster lagen. Daß Strebebögen, die von den Strebepfeilern der Seitenschiffe zu dem Mittelschiff führten, schwer erkenntlich sind, mag seinen Grund vielleicht in dem tatsächlichen Fehlen derselben haben. Denn die bis zu Bischof Urbans Zeiten bestehende flache Holzdecke des Hochschiffes übte keinen so starken Seitenschub aus, wie steinerne Kreuzgewölbe.



Abb. 4. **Zertrümmertes Maßwerk an der früher freien Kuppelseite.**

Das wuchtige Querschiff, nach Westen hin von reichem Blendwerk besetzt, auf der Süd- und Nordseite von je zwei kielbogenförmigen Fenstern durchbrochen, das im Gegensatz zu andern gotischen Domen nicht in Giebelform, sondern mit abgewalmten Satteldächern abschloß, vielleicht unter Einwirkung der Hallenkirchenanlage, überragte der steile Vierungsturm, im siebzehnten Jahrhundert schlechtweg „Chupel" genannt, dessen acht Kanten Ecktürmchen umsäumten. Daß er sich nicht so schlank und frei wie heute aus der Baugruppe erhob, ist nicht ausgeschlossen. Denn nach dem Stich von 1576 hat der Dachfirst die Ost- und Westmauer des Turmes in viel bedeutenderer Höhe geschnitten, ein Umstand, der auf die tatsächlich größere Höhenanlage des ganzen Innenraumes und die starke Einbeziehung eines großen Teiles des heutigen Dachraumes in den Innenbau schließen läßt. Über dem Gewölbe des jetzigen Lang- und Querhauses, unter der Dachung verborgen, zieht sich ringsum an vier Außenmauern des Turmbaues und zwar gegen Südost und Südwest, Nordost und Nordwest, ein etwa anderthalb Meter hohes Blendmaßwerk hin, von dem freilich nur mehr sehr spärliche Reste mit dem deutlich wiederkehrenden Fischblasenmotiv erkenntlich sind. (Abb. 4.) Der Gewölbeeinsturz des Mittelschiffes im siebzehnten Jahrhundert und die „Sprüng" und „Riß", die zum Schrecken der

Domherrn durch die Senkung des Vierungsturmes in seinem Mauerwerk entstanden, veranlaßten später die schleunige, rücksichtslose Verstümmelung dieses gotischen Maßwerks, um den Mauern verstärkte Festigung zu geben. Das nur an vier Seiten vorhandene Maßwerk erklärt sich daraus, daß die Dachung des gotischen Querschiffes nicht parallel, wie heute, gegen die Mitte zulief, sondern einmündend in die zwei Hauptseiten, so daß die blendwerkgeschmückten offen lagen.

Ein kleiner, spitzer Turm erhob sich dachreiterartig auf dem Altarhaus des Chores, der mit seinem überaus malerischen Fünfeckabschluß, ohne Kapellenkranz und Chorumgang den Bau im Osten beschloß.

Ob am Außenbau die Farbe Verwendung fand, läßt sich um so schwerer entscheiden, als beim Umbau des siebzehnten Jahrhunderts eine Renovierung und „außwendige abbutzung" des Domes vorgenommen wurde, und dabei jedenfalls vorhandene Reste vollends zugrunde gehen mußten. Daß die Möglichkeit eines Farbenauftrages nicht ausgeschlossen erscheint, zeigt die neuere Untersuchung am Straßburger Münster, wo das filigranartige Maßwerk der Fassade sich in den Tönen Weiß, Rot und Gold von der grauen Rückwand abhob.[1])

Im allgemeinen war das konstruktive Prinzip nicht verdrängt worden, wenn auch das dekorative der Richtung der Zeit entsprechend, mehr und mehr in Erscheinung trat. Denn, abgesehen von den neuen Raumschöpfungen der Spätgotik, der Hallenanlage, dem Turmbau, der Umsetzung der Gotik in die Backsteinformen, sprach man doch damals eine fertige, ausgebildete Formensprache, die tüchtige Könner voraussetzte. Auch die Meister und Gehilfen, die im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts an der Passauer Dombauhütte beschäftigt waren, waren nicht wenig bewandert in der Lehre der „gerechtikait" der gotischen Formen, als deren Begründer jenes Jahrhundert wiederholt die Jungherrn von Prag nannte, und die unter den Steinmetzverbrüderungen immerfort als strengstes Geheimnis galt, bis im Jahre 1486 der Hüttenmeister Matthias Roritzer von Regensburg unter dem Schutze des Eichstädter Bischofs erstmals sein „puechlin der fialn gerechtikait" drucken ließ.[2]) Dieses technische Können läßt sich nur erklären aus dem gründlichen Bildungsgang der Steinmetzen, wie ihn beispielsweise die auf dem Regensburger Steinmetzentag im Jahre 1459 verfaßte Hüttenordnung, wo Meister und Gesellen der Passauer Hütte zahlreicher erschienen waren als aus andern Städten, aufstellte.

Man mag, um jene Meisterschaft in der Zirkelkunst, die an den noch erhalten gebliebenen Teilen des gotischen Werkes erstaunlich zutage tritt, vollends zu würdigen, vom Residenzplatz aus den Blick emporrichten zu den weit vorspringenden Strebepfeilern, die in steter Verjüngung durch die, die Höhenentwicklung leicht mildernden Quersimse reich gegliedert, mit Nischen und Blendstabwerk, dem sogenannten Pannelwerk, belebt, das hohe Chorhaupt umkreuzen oder zu dem eng abgestuften, fein profilierten Rahmenwerk der Chor- und Kreuzschiffenster, deren bunte Maßwerksfülle teilweise der Zwang der späteren Zeit zerstörte. Man mag emporsteigen

[1]) Denkmalspflege, Jahrg. 1909 S. 57, 104, 114.

[2]) Gurlitt, Geschichte d. Kunst II. 98.

3*

zu einem der noch besterhaltenen Ecktürmchen an der Nordostkante der heutigen Vierungskuppel, wo sich die mehr als achtzig mäßig geschweiften Steinstufen der schmalen Wendeltreppe in leichter, zierlicher Spirale um einen wie steingegossen gewundenen Geländestab legen, der die ganze, lange Mittelachse des Türmchens mit seinen fließenden Windungen senkrecht durchschneidet. (Abb. 5.)

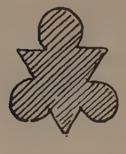


Abb. 5. **Profil des Stabes.**

Das bleibt ein besonderes Merkzeichen jener alten Steinmetzkunst, daß sie mit tiefster Gründlichkeit und untrügerischer Wahrheitsliebe auch jene Bauglieder zweckentsprechend künstlerisch ausbildete, die unter der äußeren Hülle für immer verborgen, nur selten ein Fuß betrat oder ein Auge sehen sollte. In den späteren Jahrhunderten und nicht selten auch heutzutage haben sich im Gegensatz zu früher baukünstlerische Grundsätze eingebürgert, die als unehrlich gebrandmarkt worden wären zu einer Zeit, wo die Baukunst die alleinigen Forderungen des praktischen Bedürfnisses überstieg. Man setzte nicht ein einfach abschließendes Gewölbe in den Erkerturm des nördlichen Querschiffes, von dem Gedanken ausgehend, daß doch nur wenige Blicke diesen gewölbten Raum einst streifen könnten. Dem Emporsteigenden, der auf kurze Zeit Rast hielt, wollte man eine reizvolle Überraschung bieten, die die Mühe des Aufstieges entlohnte. Ein sechsteiliges Netzgewölbe (Abb. 6) tritt oben aus dem verschwommenen Dunkel des verwitterten Mauerwerks dem Auge entgegen, das staunend die zarten und feingegliederten Rippen verfolgt, die aus dem Stein zu wachsen scheinen und, sich mannigfach durch- und überschneidend, in wechselndem Rhythmus suchen und meiden, bis der Schlußstein mit dem Grafenwappen sie unter sich vereinigt. Wenn irgendwo jene vielgenannten Worte von der Kunst um der Kunst willen ihre Berechtigung haben, dann darf man sie nicht zuletzt auf jene Zeit anwenden, wo ihnen manchmal so reinste Erfüllung wurde.

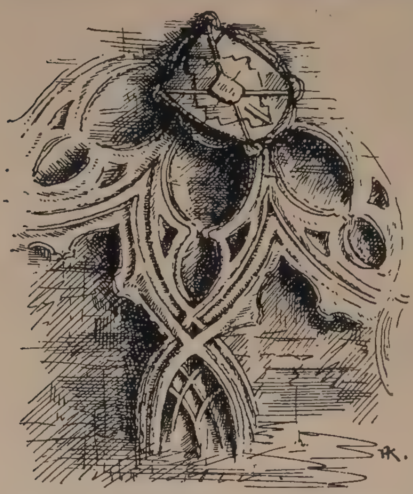


Abb. 6. **Detail aus dem Netzgewölbe.**

Da die Meister, die am gotischen Bau schufen, im Rahmen der großangelegten Schöpfung weiter zu arbeiten genötigt waren, lag für sie die Gefahr nicht so nahe, die nicht selten in den Zeiten der Spätgotik auftrat, daß der Zug der tüchtigen Gründlichkeit zu einem tüftelnden Kleinsinn ausschlug, der in dem Bestreben, aus der altüberkommenen Formenwelt neue und immer krausere Motive zu bilden, häufig das Einzelne dem Ganzen unterzuordnen vergaß. Jener herrliche Erkerturm am Nordteil des Querschiffes mit dem kunstvollen Netzgewölbe im Innern zeigt, inwieweit ein maßvolles Zurückhalten und feines Abwägen die künstlerischen Kräfte leitete. (Abb. III.) Zwar hat die Ungunst der Zeit an diesem Bauglied, das selbst einem kleinen Stephanstempelchen vergleichbar, über vierhundert Jahre schon hoch über



Abb. III. **Erkerturm am nordöstlichen Querschiff.**

dem Häusermeer des Donautales ragt, seine unverkennbaren Spuren hinterlassen. Die Flammen des zweimal verbrennenden Dachstuhles umzingelten es lodernd, und dann legten die Menschen die zerstörende Hand an und glaubten eine gutkünstlerische Tat zu vollbringen durch die grausame Wegnahme der frei ausklingenden Zierformen. Doch nicht weniger verehrungswert hat die wechselreiche Geschichte dieses prächtige Werk der Steinmetzkunst gemacht. Man muß an einem Sommernachmittag vom Dachraum des Chores aus auf dieses Türmchen schauen und eine Weile das stille Leben verfolgen, das sich in dem altersgrauen Gestein zu regen beginnt, wenn das warm zitternde Sonnenlicht sich bricht an den fein gezogenen Linien der durch zarte Rippen ineinander verspannten Bögen, deren Schnittpunkt das steinerne Stephansbild krönt, an den hart geschärften Kanten der zerbröckelnden Horizontalgesimse, an den geraden, vielfach geborstenen Ecklinien, die nach oben hin in kleine zart geformte Fialen verklingend, in dem unteren Geschoße den elegant geschweiften spitzen Bogen in den engen Rechtecksraum zwingen, wo knospende Blattknollen sich an der Bogenleiste emporranken und wo die Kreuzblume erblüht. Es ist etwas Großes um die Freude des Nachfühlens dieses subtilen Wechselspieles, das Licht und Schatten in dem alten Steinwerk führen, das so gar nicht mehr Menschenarbeit zu sein scheint. Die tote Masse erhält ein leise quellendes Leben, wie die Wolken, die darüber ziehen und der Strom, in dessen Fluten sich das granitene Ufer spiegelt. Man begreift die Worte, die Auguste Rodin einmal in einem Essay über den „Abend der Kathedralen“ niederschrieb, daß sie noch viele Schönheit besitzen die alten lebendigen Steine, denen die Zeit Tag für Tag ein Stück ihres Lebens und der Architekt, der sie entstellt, die Unsterblichkeit raubt.[1])

Während der noch erhaltene Osttrakt eine, wenn auch abgeschwächte Vorstellung von der imponierenden äußeren Gesamtwirkung des mittelalterlichen Baues gibt und gerade in seinen Detailformen, der Vorliebe für die Verwendung von Ecktürmchen, der Ausführung des Strebewerkes unschwer einen Schulzusammenhang mit Böhmen erschließen läßt — man denke an die Barbarakirche zu Kuttenberg, deren Strebewerk in vielem auch dem am Freiburger Münster ähnlich ist —, läßt die jetzige Innenanlage, die vollständig den Einheitscharakter der Kunst des siebzehnten Jahrhunderts an sich trägt, nicht mehr Ahnungen der früheren Schönheit des gotischen Innenraumes aufkommen.

Man ist, um ein zusammenfassendes Bild zu gewinnen, auf wenige schriftliche Aufzeichnungen und auf die Resultate angewiesen, die eine Forschung in den mitunter nicht leicht zugänglichen Räumen über dem jetzigen gewölbten Dominnern ergibt. Auch dieses Bild wird nur in großen Zügen die Vorstellung des Innenraumes der alten Kathedrale bieten können; denn viele jener konstruktiven Teile, die in ihrer harmonisch geschlossenen Wirkung den zauberhaften Reiz eines gotischen Domes bedingen, liegen verborgen unter dem Schutt verbrannter Balken und zerbröckelter Steine, unter der glatten Hülle der ummauerten, mächtigen Pfeiler, unter dem reich

---

[1]) Feuilleton der Augsbg. Postztg. Jahrg. 224. Nr. 198.

gegliederten Stuckwerk der Bögen und Gewölbe. Man ist vor Jahren bei einer Grabung an der linken Seite des Querschiffes, in der Nähe des heutigen Pauli-bekehrungs-Altares unter dem Geröll und unter verkohlten Balkenresten zufällig auf eine Pflasterung gestoßen, die etwa einen Meter tief lag und jedenfalls mit der des alten Domes identisch ist. Daraus folgt die Tatsache, daß der ursprünglich tiefer liegende Boden des Langhauses im gotischen Dom mit dem Schutt der im Unglücksjahre 1662 eingestürzten Mauern aplaniert wurde, wie auch der ganze, weite Domplatz und Domhof früher bedeutend tiefer gelegen sind.

Der imposanten Längenausdehnung, die den Regensburger Dom bei seiner Länge von 84 Meter noch um fast 15 Meter übertraf und dem 119 Meter langen Kölner Dom ungefähr um 20 Meter zurückstand, entsprach eine ebenso kühne Höhenentwicklung des Innenraumes. Man wird sich dieser mächtigen Höhenrichtung erst voll bewußt, wenn man über das Gewölbe der Kuppeldecke emporsteigt, die heute etwa 48 Meter über dem Boden sich erhebt, und oben an den achtseitigen Mauerflächen jene verstümmelten Spitzen der Bögen aus der Vermauerung ragen sieht, die ehedem an dem Übergang des Vierungsturmes zum Dachgesparre dem Blicke von unten frei lagen und deutliche Spuren einer ockergelben Bemalung erkennen lassen.


Abb. 7. **Tragstein über dem heutigen Chorraum.**

Das heutige Spiegelgewölbe des Chores gestattet einen etwa meterbreiten Umgang, über dem an der Innenseite der Mauerflächen, ähnlich wie in der Kuppel, die Spitzen der gotischen Fensterbögen noch zuweilen bis zur Höhe von 20 Zentimeter aus der Vermauerung heraus sichtbar werden. Wuchtige Tragsteine ragen meist arg verstümmelt unter dem Dachstuhl in gleichmäßigen Abständen aus der Chormauer. Sie boten, zwanzig an der Zahl, wahrscheinlich die Stützpunkte für die Hauptbalken der flachen Holzdecke, an deren Stelle später das Gewölbe kommen sollte. (Abb. 7.)

In dem etwa vier Meter tiefen, dunklen Raum zwischen den Gewölben der zwei Querschiffarme und dem Brettboden des Dachraumes erkennt man besonders an den West- und Nord- bezw. Südmauern die ursprünglichen gotischen Spitzbögen, deren feine Profilierung stellenweise wenig beschädigt ist, und deutlich eine rötliche Bemalung von Englischrot zu Dunkelocker und an den Hohlkehlen eine graue Farbgebung aufweist. Die Bögen sind in einem Abstand von zwei Meter mit Weiß senkrecht geteilt. Da diese Bögen (Abb. 8.) zum Teil in einer ziemlichen Höhe über den jetzigen Querschiffgewölben ragen, bestätigt sich wiederum jene noch bedeutendere Höhensteigerung des gotischen Domes im Vergleich zum Bau des siebzehnten Jahrhunderts. Je drei abgesprengte Gewölberippen an den Nordecken des nördlichen Flügels und je zwei an den südlichen Ecken des schmäleren Südarmes sind die einzigen Reste der früheren Gewölbeführung, die Lurago, der Baumeister des sieb-

zehnten Jahrhunderts später wieder für seine Zwecke ausnützte. Aus den Mauern des Querschiffes ragen ebenfalls wie an der inneren Chorwand in gewissen Zwischenräumen die mächtigen Quadersteine, die alten Träger der früheren Flachdecke. Da auf dem tiefer gelegenen Oratorium an der Westseite des Querschiffes noch ein weiterer Bogen erkenntlich ist, so weist dieser Umstand auf die Tatsache, daß an der Ansatzstelle zum Seitenschiff eine doppelte Bogenfolge übereinander gelagert war.

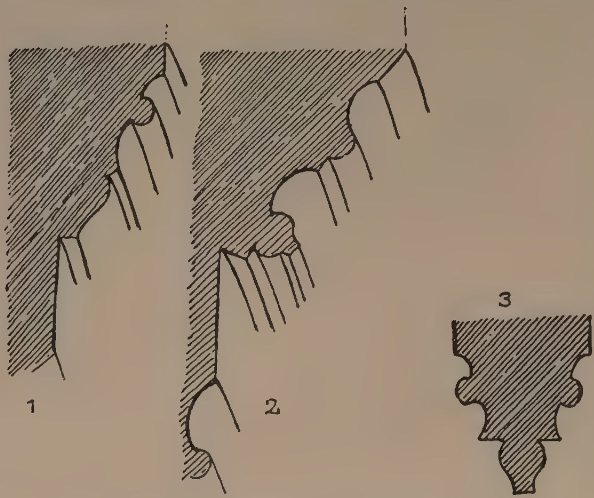
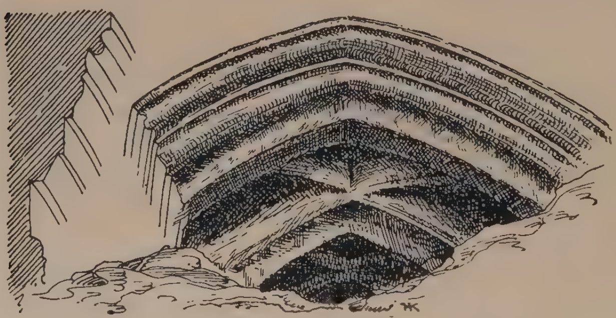


Abb. 8. **Profile im Querschiff.**
1) Wandbogen, 2) Innenbogen, 3) Rippenprofil des Gewölbes.

Über dem ganzen Langhaus finden sich nirgends mehr Reste des gotischen Innenraumes. Die aus Ziegel aufgeführten Zwischenmauern zwischen den einzelnen Kuppelwölbungen stammen aus der späteren Zeit. Nur der einzige große Hauptbogen, der das Hochschiff vom Querschiff trennt, ragt wohl als der besterhaltene unter den vier Bögen, die den Vierungsturm stützen, in einer äußeren Bogenspannung von ungefähr sieben Metern aus der Ansatzstelle der ersten jetzigen Flachkuppellaibung unter der Dachbodenfläche hervor. (Abb. 9.) Der Schnittpunkt in der Bogenmitte läßt in einem Durchmesser von fast anderthalb Metern die reich gegliederte Profilierung wenigstens in der frei liegenden Partie sichtbar werden, während der andere Teil des weiter einwärts gezogenen Bogens unter dem Schutt zerbröckelter Ziegelsteine und unter der festen Vermauerung für immer dem Blicke entzogen bleibt. Ein Gefühl der Wehmut beschleicht den, der seine Hand an die verstaubten Hebungen und Senkungen des mächtigen Bogens legt, die vor Jahrhunderten der Meißel sorgsam formte, um die Massigkeit des ungefügen Steines mildernd aufzulösen und trotzdem dem hochragenden Mittelschiff jenes zwingende Glied zu geben, das in seiner kühngeführten Spannung, als Träger der übergroßen Last an dem Hauptpunkte der Überleitung vom Langhaus zum Querschiff, die Augen so vieler glaubensfroher Menschen zu sich emporzog.


Abb. 9.
Profil des Langhausbogens unter dem Vierungsturm.

Über die sonstige Raumentwicklung: Die Architektonik der Seitenschiffgewölbe, der Jochbögen, des Langhauses, der Säulenbündel mit Sockeln und Kapitälen, der Triforien und der unter Bischof Urban vorgenommenen Mittelschiffwölbung fehlen die genauen Angaben. Ein in dem jetzigen Oratorium am nördlichen Querschiff freiliegender Bogen läßt auf die Auflösung der Dienste schließen, wie sie in der Spätgotik üblich war. Jedenfalls war die unter Urban von Trennbach vollzogene Einwölbung nicht mehr nach jenen genauen statischen Gesetzen, die die Gotik kannte, vor sich gegangen, und das wahrscheinliche Fehlen der Strebebögen über den Nebenschiffen, trug nicht wenig zu jener gewaltigen Einsturzkatastrophe bei, die dem gotischen Bau die Zerstörung brachte.

Die glänzende Innenausstattung des gotischen Domes wird aus dem Munde damaliger Zeitgenossen viel gepriesen. Abt Angelus von Vornbach schrieb in seinem Büchlein,[1]) „de calamitatibus Bavariae", daß die Kathedrale wundervoll anzusehen war wegen der Menge herrlicher Kapellen, Statuen und Skulpturen, die manchmal so hoch standen, daß sie nur mit Mühe gesehen werden konnten, und er forderte seine Leser auf, selbst zu kommen und dieses Baudenkmal anzustaunen, da es ihm unmöglich wäre alle Einzelheiten aufzuzählen. Commendone, der römische Kardinal, nannte den Stephansdom ein überaus herrliches, großes Gotteshaus und erwähnte in seinem Visitationsbericht ein Sakramentshäuschen an der linken Seite des Hochaltars, den Taufstein aus dem Ende des schließenden fünfzehnten Jahrhunderts, der heute noch steht und damals mit auf Goldgrund gemalten Bildern überdeckt war, und vierundzwanzig Altäre mit fünfzig Altarbenefizien.[2]) Zweiundzwanzig Altäre stehen in einem im Jahre 1667 von Leopold Graf von Khuen hergestellten Index verzeichnet, den jetzt das Allgemeine Reichsarchiv besitzt:[3]) Nach dieser Aufzeichnung standen im Chore drei Altäre: der Hochaltar zu Ehren St. Stephans in der Mitte, auf der Evangelienseite ein St. Rupertusaltar, auf der Epistelseite ein St. Katharinenaltar. Im Querschiff, an dessen Nordseite damals der auf einem kühnen Bogen ruhende Musikchor lag, zu dem zehn Stufen emporführten, stand der St. Nikolausaltar und ein Altar, der den beiden Heiligen Johann Baptist und Johann Evangelist geweiht war. An der Südseite des Querschiffes, wo sich das vom Bischofshofe aus zugängliche Oratorium für den Bischof befand, standen ein St. Leonhardsaltar und ein St. Mauritiusaltar. Im Mittelschiff war der große Altar der beiden Schutzheiligen unter dem mächtigen Vierungsturm errichtet.

Die Durchbrechung der Seitenmauern durch die Eingangstüren war im gotischen Dom eine andere als heute. An der Stelle des heutigen Paulibekehrungsaltares führte die eine Tür zu dem Kreuzgang ins Freie, an der Stelle des heutigen St. Sebastiansaltares mündete die andere in den Kreuzgang. Acht Altäre werden für das linke Seitenschiff genannt. An der Mauer stand ein Marienaltar „zu dem plaben Schlayer", ein Altar der heiligen Dorothea, der Muttergottes, des heiligen

[1]) Öfele, script. rer. boic. I. 101.

[2]) Studien u. Mitteilungen, a. a. O.

[3]) A. R. Hochstift Passau Nr. 1443.

Ulrich und Antonius, an den Säulen gegen das Mittelschiff war ein Altar des heiligen Eustachius, ein Corporis Christialtar, ein Altar, der heiligen Dreifaltigkeit und dem heiligen Bartholomäus geweiht, und ein Altar zu Ehren St. Sebastians und St. Margarethens. Im rechten Seitenschiffe befanden sich an der Mauer zwei Altäre, der eine zu Ehren der heiligen Maria Magdalena, der andere zu Ehren des heiligen Petrus, an den Säulen ein St. Georgsaltar, ein hl. Dreikönigsaltar, ein St. Jodokusaltar und ein St. Blasiusaltar.

Auch in der alten Gruft, der späteren Marienunterkirche standen Altäre, deren Namen nicht bekannt sind. Im Jahre 1608 noch hatte sie bedeutende Einkünfte, während 1643 das Benefizium nicht mehr bestand.[1]) Ob damals schon die ehrwürdige Gruftanlage einging oder erst bei dem wenige Jahre später erfolgten großen Dombrand und Gewölbeeinsturz, ist nicht festzustellen. Jedenfalls war die altüberkommene Anlage nicht zuletzt aus Gründen der Pietät vom romanischen Bau in den gotischen Dom hinübergenommen und jahrhundertelang in hohen Ehren gehalten worden. Bei den großen gotischen Chorneubauten pflegte sonst gewöhnlich die Kryptenanlage in Wegfall zu kommen, da durch sie der Chor zu sehr in die Höhe gedrängt und dadurch eine Störung in der Raumeinheit herbeigeführt wurde.[2])

Prachtvolle Bischofsmonumente schmückten die Wände oder standen in der Nähe der Altäre, vor denen die Kirchenfürsten begraben waren, die in den letzten Jahrzehnten des dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert auf dem Bischofsstuhl saßen. Bei den Bau- und Abbruchsarbeiten des siebzehnten Jahrhunderts gingen fast alle diese Denkmäler zugrunde und schlugen nicht selten in schwerem Falle, wie aus jener Zeit berichtet wird, auf das ausgemauerte Grab. Die Bischöfe Otto und Albrecht II. ruhten vor dem St. Bartholomäusaltar, Bischof Petrus und Gottfried I. und Wigiläus in der Nähe des St. Valentinaltares, Bischof Weichard vor dem St. Magdalenenaltar, Bischof Bernhard vor dem St. Jodokusaltar, Bischof Gottfried II. vor dem Corporis Christialtar, Bischof Georg I. vor dem St. Mauritiusaltar, Bischof Ulrich vor dem St. Johannisaltar, Bischof Friedrich II. neben dem St. Georgsaltar. Das Grabmal des Bischofs Leonhard von Layming, der ein magnificus restaurator in den Urkunden genannt wird, wird von Äneas Sylvius in einem zweiten, in lateinischer Sprache geschriebenen Brief[3]) ausführlich geschildert. Der Kanzler des Bischofs hatte es ihm nach beendigter glänzender Tafel am Fürstenhof gezeigt, und mit emphatischen Worten preist es Äneas Sylvius als ein Werk, würdig des Phidias oder Praxiteles, kunstreicher als die Statuen der alten Künstler, deren er in Rom so viele zu sehen Gelegenheit hatte. Die Gestalt des Bischofs lag wie sprechend in Stein vor ihm, zu beiden Seiten von Szenen aus dem Leben Jobs umgeben, auf der Brust ruhte das Bild des Gekreuzigten, während die Inful mit dem Bilde der Gottesmutter und dem doppelten Bischofsporträt geziert war. Zu Füßen hatten sich zwei Löwen gelagert, der Natur so

[1]) Krick, Reihenfolgen S. 23.
[2]) Sighart a. a. O., S. 294.
[3]) Brusclius de Laureaco, pag. 305.

getreu nachgebildet, daß den staunenden Beobachter fast Furcht überkam. Die Glorie eines Engelreigens umgab das ganze Marmordenkmal, dessen Ecken von den in Stein gemeißelten Wappen des Hochstiftes und des Bischofs abgeschlossen wurden.

Wohl schwerlich mag man sich eine Vorstellung bilden von der erhebenden Stimmung, die den Innenraum des alten Stephansdomes beherrschte, der ohne Zweifel, in seinem Osttrakt besonders, jene reiche Fülle kostbarer Glasgemälde trug, die in ihrer leuchtenden Farbenpracht den hochgewölbten Räumen ihren Schmuck und ihre Weihe geben. In den Quellen[1]) werden wenigstens die pictae fenestrae genannt, und zwar an der Seite gegen den Kreuzgang hin, Glasgemälde, auf denen die Wappen der verstordenen Bischöfe sichtbar waren. Leider gibt es keine genaue bildliche Darstellung von dem Innenaufbau der gotischen Kathedrale. Nur in dem kleinen Holzschnitt:[2]) Darstellung Jesu im Tempel von Wolf Huber, einem Schüler des Regensburgers Albrecht Altdorfer, darf mit Sicherheit in dem Innenraum des mittelalterlichen Baues eine Skizze der Innenaufnahme des Domes seiner Vaterstadt erkannt werden. (Abb. IV.) Die Bauglieder des achtseitigen Turmes über der Vierung, der Triforien über den Gewölbejochen, eines Musikchores im linken Querschiff, der erhöht im Durchblicke sichtbar wird, sind Momente, die vollständig auf den Dom der Donaustadt zutreffen. Außerdem liegt auch die Annahme nahe, daß Wolf Huber, der Hofmaler des Bischofs Wolfgang von Salm war, mit Vorliebe das Interieur der Bischofskirche für seine Bilddarstellung wählte, wie auch einst Altdorfer lediglich des historischen Interesses wegen die später abgebrochene Judensynagoge zu Regensburg in zwei Blättern der Nachwelt überlieferte.[3]) Wenn auch die steinerne Gewölbeanlage, die erst nach Wolfgang von Salm unter der Regierung des Bischofs Urban von Trennbach zustande kam, auf dem Blatte zumeist der zeichnerischen Phantasie entsprang, so kann doch der einfache Holzschnitt einen, wenn auch schwachen Begriff von der Großzügigkeit der Innenanlage des gotischen Werkes übermitteln.

Ruinenhaft wie der gotische Dom ist auch sein Kreuzgang geworden.[4]) Was dort das entfesselte Element des Feuers vollführte, vollbrachte hier später der Unverstand einer kunstfremden Zeit, und die Nachwelt erfährt zumeist nur mehr aus schriftlichen Aufzeichnungen die Namen und Altäre jener Kapellen, die einst den weiten Domhof umfriedeten. In dem 1667 nach dem Dombrand aufgenommenen Verzeichnis des Grafen von Khuen werden die Kapellen mit Namen genannt, die am alten Kreuzgang angebaut waren.

Dem Dom zunächst liegend, an der Südostecke des Kreuzganges hatte im Jahre 1288 Rapoto IV. aus dem alten Geschlecht der Grafen von Ortenburg zu Ehren des heiligen Sixtus eine Kapelle erbauen lassen, die noch jetzt besteht. Sie

[1]) Codex I. 27085.
[2]) Meister der Graphik Bd. III. Klinkhardt u. Biermann, Leipzig. (Tafel 62.)
[3]) Meister der Graphik Bd. III.
[4]) Vgl. auch Krick, Reihenfolgen S. 739 u. W. M. Schmid, Passau S. 35 ff.

war später vergrößert und erhöht und im Dombau des siebzehnten Jahrhunderts wieder etwas an Ausdehnung verringert worden. Viele hochherzige Gaben wurden am Altar des Heiligen niedergelegt, besonders durch den Graf Ezzelin und später durch seinen Sohn Ulrich, der Dompropst zu Passau wurde. Am 30. April 1450 wurde von Papst Pius II. durch eine Bulle den Grafen Alram und Georg das Präsentationsrecht für die drei Kapläne bestätigt, die den Gottesdienst an den Altären des heiligen Sixtus, der heiligen Apollonia und des heiligen Thomas versehen sollten. Noch schmückt, unter andern Grabmonumenten der Ortenburger, den altehrwürdigen, in neuerer Zeit leider etwas bunt überladenen, mit einem Kreuzrippengewölbe versehenen Raum das Rotmarmorhochgrab, das 1360 Graf Heinrich III. von Ortenburg sich und seiner Gemahlin Agnes, der Tochter des späteren Titularkönigs von Ungarn, des Herzogs Otto von Niederbayern, errichtet hatte. Lebensgroß, in voller Waffenrüstung, mit einem Barett auf dem von langem Barte umrahmten Haupt, ruht die Gestalt des Grafen in Stein auf dem Hochgrab, an dem die Inschrift gemeißelt steht: Hie ist die begrebnus des wolgeporn Herren graf Hainrichs von ortenperg und seiner Hausfrauen angnessen, des kunigs Tochter von ungern und aler der vorfordern, den got genad.

An die Ortenburgerkapelle anschließend folgte die dreischiffige St. Andreaskapelle, die jetzt noch stehende Herrenkapelle, die 1323 erstmals genannt, im Jahre 1414 von Dompropst Otto von Layming durch ihren heutigen Chor, der St. Erasmuskapelle, erweitert wurde. Drei Altäre standen in ihr, deren einer dem heiligen Erasmus, die zwei andern dem heiligen Andreas und der heiligen Afra zu Ehren geweiht waren. Die auf vier schlanken, achteckigen Säulen erbaute, mit einem herrlichen Gewölbe überdeckte Kapelle, die von der im siebzehnten Jahrhundert erfolgten Barockisierung erst Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wieder befreit worden war, bildete seit alter Zeit die Begräbnisstätte für die Domherrn. Eine Menge Denksteine aus dem dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert, die mit den Namen der von Polhaym, von Layming, von Haslau, von Watzmannsdorf, von Waldeck, von Kirchberg, von Preysing, von Aheim, von Traun, von Scharfenberg, von Wolfseck auf Mitglieder alter bayerischer und österreichischer Adelsfamilien weisen, sind rings an den Mauern aufgestellt, mitunter prachtvolle Skulpturen aus jener Zeit, in denen die Kunst des Grabdenkmals so sorgsam liebevolle Pflege fand.

Von dem Interesse an der Errichtung eines imposanten Grabdenkmales geleitet, brachte auch später Bischof Urban von Trennbach im Jahre 1572 den Gedanken zur Ausführung, sich und seinem Verwandtenkreis eine eigene Totenstätte an der Westseite des Kreuzganges zu erbauen, und ließ dort das mächtige Hochgrab aus rotem Marmor zur Aufstellung bringen, das seine lebensgroße Gestalt in weißen Stein gehauen, im glänzenden Ornat des Fürstbischofs noch heute trägt. Sein Leichnam liegt rechts vom Monumente unter einem Stein, der besagt, daß er sich, obwohl unwürdig, eingedenk der menschlichen Gebrechlichkeit diesen Stein zu seinen Lebzeiten setzen ließ. In der Gruft unter dem Grabmal sind Mitglieder der Grafenfamilien von Trapp und von Wolkenstein begraben. An der rechten Kapellenwand



Abb. IV.
Zeichnung des Dominterieurs nach Wolf Hubers Holzschnitt.

ließ Urban zur Dokumentierung seines von einigen Domherren bezweifelten alten Adelsgeschlechtes den langen Stammbaum der Trennbach, mit 1160 beginnend, anbringen. Ein weiß-schwarzmarmorner Hochaltar, ein monumentales Werk der Renaissance, den die günstige lokale Lage vor der Zerstörungswut des neunzehnten Jahrhunderts glücklich errettete, steht heute links vom Eingang in die Wand gemauert.

Andere Kapellen aus der gotischen Zeit, die sich bescheiden an die vorigen reihten, stehen heute nicht mehr. Es wird im Verzeichnis des Jahres 1667 noch genannt eine St. Annakapelle mit einem der Heiligen geweihten Altar, die der Mautner Ludwig auf dem Stein im Jahre 1343 stiftete und die in der Nähe des heutigen Seitenschiffportales lag. In ihr war die Begräbnisstätte der Herrn von Heberstein. Außer dieser findet eine Allerheiligenkapelle Erwähnung, zu der zwanzig Jahre zuvor der Priester Friedrich der Westerburger ein ewiges Burgrecht von fünfzehn Pfund Pfennigen zu einem Seelengottesdienst vermachte, mit dem Hauptaltar der heiligen vierzehn Nothelfer und einem St. Michaelsaltar auf der Epistelseite. Dann eine Corporis-Christikapelle mit dem Corporis-Christialtar in der Mitte, einem Altar des heiligen Sigismund auf der Evangelienseite und einem St. Elisabethsaltar auf der Epistelseite. Aus 1430 stammte eine St. Elisabethkapelle mit dem der Heiligen geweihten Hochaltar und einem Altar zu Ehren des heiligen Achatius und der heiligen Ursula auf der Evangelienseite. Peter Westerburger, ein reicher Passauer Handelsherr, hatte ihn gestiftet. In ihr lag die Gruft der Adelsfamilie von Starzhausen. Ferner wird eine St. Michaelskapelle aufgezählt, in der die Freiherrn von Schätzl begraben waren mit einem Schutzengelaltar und einem Altar zu Ehren des Leidens Christi, und eine Kapelle des heiligen Hieronymus mit dem diesem Heiligen geweihten Altar. Erhard führt in seiner Stadtgeschichte noch zwei Kapellen an: eine Marschallkapelle mit der Familiengruft der Hofmarschälle von Notthaft nnd eine Herrenbruderschaftskapelle zur heiligen Maria.

Von dem altehrwürdigen Bauwerk des rings um den Domhof führenden Kreuzganges haben sich neben den schwachen Spuren der Gewölbeansätze an den Wänden nur mehr die gotischen Halbsäulen erhalten, an denen gleichfalls noch Steinmetzzeichen zu entdecken sind. Interessant sind ihre Kapitäle mit den energisch in den Stein gemeißelten Blattknospen und allerlei fratzenhaften Ornamenten — auch eine Steinfigur: St. Laurentius ist einmal dargestellt — ähnlich wie im Dom zu Regensburg und im Klosterkreuzgang von St. Emmeram.

Glücklicherweise hat sich das malerische, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts entstandene Eingangsportal an der Nordseite des Domkreuzganges noch in unsere Tage herübergerettet. Günstige Zeiten betteten dieses Kleinod der spätgotischen Portalkunst in hohe, kahle Mauern (Abb. V), und so gingen die kunstfeindlichen Jahrzehnte vorüber, ohne daß dieses edelgeformte Steinwerk willkürlich einem praktischen Zwecke geopfert wurde. Unter der dämmernden Stille kleiner, verwitterter Steinbaldachine stehen heute noch versonnen die zwei alten Heiligenstatuen, über die sich in den spitzen Bögen die moosgrauen Blätter und Knospen ranken, und aus



Abb. V. **Spätgotisches Portal beim Eingang in den Domhof.**

dem mächtig geschweiften Kielbogen erblüht noch immer die Kreuzblume inmitten des sechsgeteilten Stabwerkes, dessen breiter, oberer Abschluß, von Blattknollen und schräg gemeißelten Öffnungen durchbrochen, über die spitzgetürmten, zarten Nischen und die kräftigen Kapitäle hinweg auf die beiden massigen Sockel übergeleitet wird, zwischen denen die alten, ausgetretenen Steinstufen den Schritt der Zeit verkünden.

Groß und überreich hatte sich im Laufe des dreizehnten bis tief hinein in das fünfzehnte Jahrhundert der Formenschatz der Gotik entwickelt. Mit unaufhaltsamer Macht drängte der Geist, der in den fundamentalen Stilgesetzen lebte, allenthalben zur universellen Entfaltung am Rhein und an der Donau, den Hauptzentren der mittelalterlichen deutschen Baukunst, in Straßburg, der Bauhütte Erwins von Steinbach und des Kölnermeisters Johannes Hültz, zu Freiburg, dem Sitz der Zähringer, wo Johannes von Gmünd tätig war, zu Ulm, wo Ulrich von Ensingen und Matthäus Böblinger den gewaltigen Turmbau schufen, und zu Regensburg, der Bauhütte des Meisters Ludwig und der drei Roritzer.

Man mag in Süddeutschland nach den gotischen Kathedralen Umschau halten, die zur Zeit des Passauer Dombaues die alten Bischofsstädte beherrschten und noch im Weiterbau begriffen standen, der Zug jener künstlerischen Originalität, die den Werken selbst gleicher Stilepochen immer das Gepräge eigener Selbständigkeit verleiht, will sich auch am gotischen Kathedralbau der Dreiflüssestadt nicht verleugnen lassen. Zwar steht das Werk Hans des Krumenauers nur mehr als stark verstümmelte Ruine vor unsern Augen. Es wäre ein ohnmächtiges Beginnen, sie mit dem Liebfrauenmünster zu Straßburg, Ulm oder Freiburg, oder mit dem St. Petersdom der Nachbarstadt Regensburg eines Vergleiches unterziehen zu wollen. Was aber die Ruine noch aussprechen kann, ist die Idee der kühn und groß durchgeführten Höhentendenz, die an dem früher mit einem Wald von Fialen abschließenden Chorhaupt und Querschiff noch heute in Erscheinung tritt und die durch den wuchtigen Ausbau des Vierungsturmes, wie ein solcher ursprünglich auch für den Regensburger Dom geplant war, noch bedeutender gesteigert wurde. Gerade dieser Achtecksturm über der Vierung, der in der englischen Kathedralgotik in besonderem Maße Verwendung fand, während er in der deutschen Gotik sonst selten auftritt, war außer den Bischofsgrabmälern das seit alters her am meisten bewundertste Bauglied des gotischen Stephansdomes. In der Einfachheit und Klarheit einer großzügigen Disposition, die nicht zuletzt durch die Berücksichtigung lokal-technischer Gründe bedingt war, lag die künstlerische Größe des monumentalen Bauwerkes, das, wie Merian erwähnt, in Deutschland selten seinesgleichen fand.

Zwar stand die Passauer Dombauhütte nicht in so regen Beziehungen zu den Kirchenbauten rings im niederbayerischen Lande, wie etwa die Bauhütte der St. Martinskirche zu Landshut, deren Erbauung sich an den Namen des Burghausermeisters Hans Stetthainer knüpft und deren 132 Meter schlanke Turmriese im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts in Städten und Dörfern der Täler der Isar und des Inn, der Rott, der Vils und der Donau unter den Meistern Matthä von Massing, Michel von Pfarrkirchen, Klaus von Eggenfelden und Ludwig von

Pfeffenhausen[1]) ungezählte kleine und meist unvollendete Variationen erfahren sollte. Und doch war es jener imposante Bau der Bischofskathedrale an dem Grenzpunkt zweier Länder und dem Endpunkt der uralten Wasserstraße aus dem Süden, der in seiner einsamen Größe Äneas Sylvius zu dem bedeutsamen Ausspruche zwang, daß nach seiner Meinung die Deutschen hervorragende Mathematiker sind, in der Baukunst aber alle andern Völker übertreffen.

3. Das Schicksal des gotischen Domes im Stadtbrand 1662.

O Welt! Wie eine schrille Dissonanz erklingen die zwei Worte aus der steinernen Harmonie an der Südostseite des herrlichen Domchores. War nicht auch der ersehnte Friede wiedergekehrt in die alte Donaustadt? Freudiger aufatmend sollte jetzt der Goldschmied und Seidensticker an seine Werkbank treten und der Schiffsknecht ohne Bangen die Seile von den eisernen Ringen lösen, daran die leeren Frachtschiffe solang gebunden lagen. Wieder mußten aufs neue Handel und Gewerbe erblühen und den Wohlstand des Bürgers heben, so wie es ehedem gewesen war. Doch diese beginnende Friedenswohlfahrt war nur von kurzer Dauer für die Bischofsstadt. Kaum war der letzte flackernde Feuerschein verloht, der in den Jahren des großen Krieges an den Ufern des Inn und der Donau sich so oftmals in den Fluten widerspiegelte, da feierte auf der schmalen Halbinsel zwischen den zwei Strömen das Element des Feuers ein wahres Riesenfest. Wir lesen von der Feuerarchitektur der Renaissance,[2]) von den Feuerfesten damals und später unter Ludwig XIV., dem prachtliebenden Fürsten, der seine Königsstadt an der Seine in ein Feuermeer verwandeln ließ. Aber das war immerhin nur ein Schaustück für die prunksehnenden Augen des allgewaltigen Monarchen, das sich gelegentlich auch sein Pariser Volk mitansehen konnte, ein Schauspiel, dem der gebietende Wille des Architekten den Anfang gab und das Ende setzte. Als die alte Donaustadt in einem wogenden Feuermeer erglühte, war kein Menschenwille so mächtig, ihm einen hemmenden Damm entgegenzusetzen. Tage und Nächte und schrankenlos wütete das entfesselte Element, bis es in sich selbst Genüge gefunden hatte.

In der Tat bedeutet der Brand von 1662 für die Stadt Passau eine Katastrophe, wie eine ähnliche nicht leicht in der Städtegeschichte verzeichnet wird. Durchblättert man die Aktenstücke aus den unmittelbar folgenden Jahren, so möchte man fast glauben, eine neue Zeitrechnung habe sich damals eingebürgert seit jenem dies ater, der „erbärmlichen, leydigen, erschröcklichen" Feuersbrunst, auf die immer wieder Bezug genommen und die in gleichzeitigen Berichten als eine „extraordinari Straff von Gott" bezeichnet wird. Es ist im Magistratsarchiv der Stadt ein Originalbericht des passauischen Goldschmiedes und Ratsbürgers Wilhelm Schmid erhalten unter dem Titel „Wahrhaffte und Wolldenkhwürdige Begebenheiten, was sich

[1]) J. Schlicht, Niederbayern in Land, Geschichte u. Volk, Regensburg 1898. S. 241.

[2]) Oskar Bie, Das Fest der Elemente, Marquardt u. Co. Berlin.

Anno 1662 den 27. Aprill bey allhiesig Passauerischen grossen Feuersbrunst hat zuegetragen.[1]) Ein armes Weib, das um Aufnahme ins Bürgerspital bat, wurde wegen Überfüllung desselben zur Geduld gewiesen, „welches hernach bei villen großes Nachdenkhen verursacht. Hernach zwischen ain und 2 Uhr nachmittag, bey villen hell und heißen Sonnenschein, weiß niemand wie, ist das Feuer aufgangen . . . In anderthalb Stunden ist die Stadt biß an das Endt in vollen Flammen gestanden, das man also nit gewißt hat, wohin man zur Sicherheit lauffen soll . . Wir haben gesehen, wie das Feuer von der Residenz die Prucken angezündt . . und mehr als das drittl von Neymarkh wekhgenommen, und gedunert, als wan man Stückh losbrennete, hat das Feuer das Papier und Skripturen in der Lufft herumgetrieben, davon auch endlich das Capuzinerkloster, auch das Dach der Stiegen und entlich die Gnadencapellen sambt dem obern Clösterl und Mössnerhäusser abgebrendt."

Der alte Dom, dessen dumpfer Glockenschlag die bestürzten Bürger zur vereinten Hilfe in der schrecklich drohenden Gefahr noch zusammengerufen hatte, teilte das Los seiner Stadt. Auch er fiel der Wut des verheerenden Elementes zum Opfer. Doch wie ein Riese bäumte er sich, mächtig trotzend, dem wild wütenden Feind entgegen und bezwang ihn, wenn auch schwer verwundet. Der freie Himmel schaute hinein auf den bloßgelegten steinernen Rumpf im Chor und den Schiffen, die rauchenden Balken des eingestürzten Dachstuhles, ein verkohlendes Trümmerfeld, starrten schreckhaft aus dem qualmenden Schutt empor als die Zeugen der grausen Tat am hohen Gotteshause. Selbst in seinem Innern war das Heiligtum nicht verschont geblieben. Die hölzernen Handelsbuden und Verkaufsläden außen am Domchor hatte in rasender Eile die lodernde Flamme erfaßt. Menschenleben gingen mit unter. Die Frau eines Seidenwarenhändlers ist „bey ihrem Laden hart am Tum verprunnen, daß man ihre Gepain alldort zusammengekehrt".[2]) Die hohen Chorfenster zersprangen klirrend in der brennenden Glut. Und in heimlicher Gier schlich sich das wütend züngelnde Element durch die offenen Fensterhöhlen an den schönen Hauptaltar und nimmer ruhend erfaßte es das Wunderwerk der Chorstühle und schlang sich weiter, vorüber in scheuem Umweg am Altar der beiden Schutzpatrone und ihrem Prachtsarkophag, hinauf zur Orgel und Kanzel und hinunter zu den vielen Altären, die es sich zur Vernichtung ausersehen hatte. „Den dritten Tag," erzählt der Passauer Ratsherr in seinem Bericht,[3]) „bin ich in den Thum hinein gangen und ist das Zinn von den zwey großen Orgelwerkhen heiffig auf dem Pflaster herumgelegen und vill schon von den Leidten wekhgetragen worden, wie auch mit dem Metall von den Glokhen geschehen. Bei dem Hochaltar hab ich auch gesehen, daß die Leidt aldorten zu suechen angefangen, indeme der schöne von Ebenholz und mit Silber reichgezierte Tabernakhl, darinnen auch ein Monstrantzen gestanden, mit dem Altar zu Staub und Aschen verprunen, und das geschmolzene Silber auf der Erdt in Aschen gelegen, auch das Blatt von der Tabernakhl Thür,

[1]) Erhard I. 249.

[2]) Erhard I. 249. ff.

[3]) Erhard I. 251.

darauf St. Stephani Steinigung khünstlich getrieben, vast noch ganz darunter gelegen; umb welches alles kein Mensch umbgesehen und wär alles entfrembdt worden. Ich aber hab gleich zur Auffsicht jemand dartzu gestellt und solches bey Herrn Graffen von Hoffkirchen als obristen Custos angezaigt und die Anstalt gemacht, daß Herr Silbereisen, Untercustos in des Graffen Hoff, so jetzt Herr Graff Thunn hat, eine große Botting mit Wasser fülen lassen, auch das khott sammt dem Silber unerkenntlich durch die Leidt aus dem Thum in selbiges Wasser geschütt, und dazu einen Mann gestellt, der das Silber aus dem Kott gewaschen und geschmolzen, daraus ein hochwürdiges Thumb Capitel vill Pfund Silber bekhommen, den Lohn davon hoff ich im Himmel zu haben." In der Chronik des Klosters Niedernburg ist ein zweiter Bericht über den Stadtbrand erhalten, der drei Tage nach dem großen Unglück geschrieben wurde. Dort wird geschildert: „Die schöne Pfarrkirch zu St. Paul, wie auch die daran stoßenden Domherrnhäuser auf dem sogenannten Pfaffenhof, nebst der fürtrefflichen Domkirch, so da war mit 4 Orgeln und villen kostbaren Altären gezieret, ist alles durchgebrannt und zerschmolzen. Es möchte die Hälfte der Emporkirch von gedachtem Dom noch elendiglich hin und her stehen; der mittlere Altar außerhalb des Chors stehet mit Verwunderung noch ganz unversehrt, massen auch die Helfte der Canzel noch übrig geblieben ist. Das Gewölb oder Portal stehet zwar noch, die Leuth aber, so dahin khommen, umb solches zu besehen, lauffen geschwinde hindurch, fürchtende, daß es augenblicklich einfallen dürfte. Die hochfürstliche Residenz ist durchaus verbrannt und über einen Haufen liegend, so daß dazwischen und dem Dom wegen großen angeschütteten Steinhauffen niemand khommen kann zu sehen . . Wie vill hundert Malter Korn, Wein, was an Schäzen, Kleinodien, Kleydungen, an Gold und Silber und andern wichtigen Sachen verlohren und zu Grund gegangen seye, werden die Nachkömmlinge und Erben zu bedauern wissen . . Diejenigen, so nach der Zeit einander begegnen, fallen einander mit Weinen umb den Hals, bejammern und beseufzen die unaussprechliche Angst und Noth, nebenst ihren großen Verlust, doch noch Gott dankende, daß sie das Leben erhalten haben." Ein herb beklemmender Schmerz und die noch zweifelsvoll schwankende Ungewißheit über den wirklichen Umfang des erschütternden Ereignisses spricht aus diesen Zeilen.

Als die Schreckenskatastrophe über den Dom hereinbrach, war der Fürstbischof Leopold Wilhelm von Passau abwesend. Er lag krank in Wien. Der Landrichter von Schärding, Johannes Achilles Illsung berichtete das Unglück noch am 29. April an den kurfürstlichen Hof nach München und schilderte in begreiflicher Erregung die schwere Heimsuchung der Nachbarstadt.[1]) Das bestürzte Domkapitel teilte erst am 2. Mai seinem Fürstbischof die Trauerbotschaft in einem Briefe[2]) mit, der einen tiefen Einblick gibt in den lauten Jammer und die verwirrende Aufregung, die damals am hochfürstlichen Bistumssitze wegen der großen Gefährdung der Kathedral-

[1]) Allgem. Reichsarchiv. Pass. Korresp. S. 28.
[2]) Landshuter Kreisarchiv Rep. XCI b, 16 fasc. Nr. 521 h.

4*

kirche die Gemüter in Spannung hielt. „Euer hochfürstliche Durchlaucht," berichteten die Domherrn, „werden Ihnen bereits vorhero genädigist haben referiren lassen, welcher gestalten hiesige Statt Passau auß verhengnus Gottes durch ain unfürsehen entstandten: und sich in ainer stundt fast über die ganze Stätt außgebraith unbeschreibliche Feyersflammen layder weckhgebrendt und in Aschen gelegt worden, unde bey solch vermeldter noth dan Euer hochfürstlichen Durchlaucht geliebster ge spons, der Khürchen Ir Rockh und ganzes Claidt dergestalten zerrissen und zerfegt worden, daß sye außer St. Valentini und Maximiliani altär, wie auch das grab, samt noch andern 3 oder 4 altären, ganz bloß und zierloß vor Augen stehet, indem alle Glockh zerschmolzen, die ornät außer etlich wenig verbrunen, und nit unbillich, mit schmerzlichen Zehren zu bewainen, auch annoch solcher gefahr unterworfen ist, daß ohne eindeckhung die Gewelber durch regen und andres ungewitter gar erwaicht, und endlich alles völlig zu grunde gehen möchte; inmassen dann die Gottesdienst dermahlen darin gar nit khönen celebrirt, sondern in der Franciscaner Khürch müessen gehalten werden, bei welch betrübt und hochschmerzlichen Fahl dann, weil auch unsere Heiser durch gemelte Feyrsflam gleichermassen eingeäschert worden, also daß wir selbige gar nit bewon, sondern uns anderwertig khümerlich aufhalten müessen und khaum underkhommen haben, auch nit wissen khönen, ob Euere hochfürstliche Durchlaucht den völligen Chor und die gesambte Chorpersonen annoch zu erhalten und gleich wie beiy vorigen Jahren und schwebenden Kriegsleiffen auß sonderbar Erzfürstlicher lieb und Zueneigung dem Hochstüfft geschehen, underhalten und völlig über sich zue nemmen, oder aber die Caplän, so nit investirt, samt denen gueten Stimmern und organisten, ausser der Choralisten zu dimittiren und nur etlich Wenige zu behalten, alß haben für Euer hochfürstliche Durchlaucht wür dieses alles in Khürze schuldigister massen repressentiren und zuegleich underthänigist bitten wollen, gnädigist zu belieben, der hiesigen Hofkammer ohnmaßgebig gnädigist anzubefehlen, daß der Domb wenigist mit Prödern bedeckht und hierdurch daß Gewölb vor dem Nidergang und einfahle conserviert und erhalten werde, nittweniger Dero gnädigiste intention gleichermassen zu ertheilen, waß dieselbe mit dem völlig Chor und gesambten Chor Persohnen vorzunemmen gnädigist resolvirt sein werden. Anbey Euer hochfürstlichen Durchlaucht wir iederzeitt zu dero vätterlichen Schuz und Schirm, auch beharlich erzherzoglichen Gnade und Hulden uns sambt und sonders gehorsambist Underthänigist emphelhendt."

Der Fürstbischof drückte daraufhin den Domherren seine Anteilnahme an der schweren Heimsuchung aus und versprach ihnen, mit allen Mitteln helfend einzugreifen.[1]) Wenige Tage später ersuchte das Domkapitel den Guardian der Franziskaner, er möge „bis in der Dombkhürchen etwas reparirt kann werden", neben der Erlaubnis zur Abhaltung der Gottesdienste auch gestatten, daß der „ordinari Dombprediger die Canzl besteige", da das Volk ihn sehr zu hören verlange. In den trostlosen Tagen der schweren Not war es ein zwingendes Bedürfnis für das

---

[1]) Allgem. Reichsarchiv. Domkapitelsche Protokolle des fürstl. Hochstifts Nr. 1168. S. 11 a.

tiefgebeugte Gemüt der armen Stadtbewohner, im Vertrauen auf das tröstende Gotteswort die erste Aufrichtung und Stütze zu suchen.

So lag in den ersten Maitagen der steinerne Riesenleib des Domes ausgestreckt inmitten eines rauchenden Häusermeeres. Er hatte sich noch manches errettet im Kampf mit dem vernichtenden Elemente: den Chor und die Schiffe, den Vierungsturm und die Gewölbe, den alten Taufstein im Innern und kostbare Altäre. Auch der Altar außerhalb des Chores, der nach den zwei Diözesanpatronen seinen Namen führte, und ihr prachtvolles Grabmal im Mittelraum waren von der fessellos drohenden Macht des Feuers unberührt gelassen. Doch der dem Erzmärtyrer geweihte Hochaltar lag verbrannt in Asche, der Orgelton, der so oft weihevoll die hohen Räume durchflutet hatte, war verstummt, und die Glocken, die vor wenigen Jahren der Stadt zum Frieden geläutet, sollten ihr nicht mehr die Stunden des kommenden Glückes schlagen. Draußen im neuen Markt wurde der Domgottesdienst gefeiert. Grabesstille lag über der Kathedrale, deren düstere, rauchgeschwärzte Innenwände nur spärlich der matte Lichtschimmer einer Ampel erhellte, die bei dem Grabmal der zwei Schutzpatrone von den Domherren aufgestellt worden war.[1]) Einsam auf schwankender Fassadenhöhe standen noch die mächtigen Steinstatuen der drei Heiligen der Diözese und blickten hinunter auf das Trümmerfeld ihrer toten Bischofsstadt, die sie nach den Jahren des Glanzes und Reichtums auch jetzt noch schirmend segneten in ihrem Untergang.

Man mochte bis heute gewöhnlich des Glaubens sein, daß durch den großen Stadtbrand das Schicksal des gotischen Domes besiegelt wurde. Allein noch stand nach der schweren Brandkatastrophe in seiner ursprünglichen, großzügigen Anlage das festgefügte, gewaltige Mauerwerk der Kathedrale, wenn auch voll tiefklaffender Schäden, und der Wille, sie ihrer früheren Vollendung wieder entgegenzuführen, war unzweifelhaft lebendig bei den ausschlaggebenden geistlichen Ständen der Bischofsstadt. Der Brief an den Fürstbischof bestätigt diese Absicht. Doch die letzten Unglückstage des Monats April hatten die Katastrophe nur eingeleitet. Dem einen Element des Feuers war die Kraft zur Vernichtung gebrochen. Da rief es andere Naturmächte, die kommen sollten um zusammenzuwirken zum vollen Ruin. Sturm Regen und Sonnenschein trieben mit dem schutzlosen Bauwerk ihr launenhaftes Spiel. Und als im Juni das Fronleichnamsfest nahte, trat das erschütternde Finale ein. Noch war während der Prozession, die diesmal bei den Franziskanern ihren Anfang genommen hatte, bei der „gnädigen Frauen Notthafftin Hauß" am Donautor das erste Evangelium nicht gesungen worden, und eben hatten, ihrer alten Sitte folgend, die Bürger auf dem Domplatz eine Muskettensalve abgefeuert, als plötzlich unter furchtbar donnerndem Getöse das Gewölbe des ganzen Mittelschiffes und eines Teiles des Seitenschiffes, von der Nordseite des Chores an bis zurück zum Hauptportale in sich zusammenstürzte[2]) — der gewaltige Schlußakkord in der großen Unglückssymphonie. Die Befürchtung der Domherren war in Erfüllung gegangen,

[1]) A. R. Domkapitl. Protokolle Nr. 1168 (10. V. 1662).

[2]) Erhard I. 252.

ehe noch eine rettende Hand zum Schutze an das hohe Gotteshaus gelegt werden konnte.

Das Ereignis des Gewölbeeinsturzes wurde von Stadtpfarrvikar und Konsistorialrat Kneiß in dem Gutachten aus dem Jahre 1723, bei der Frage über die Konsekration der Domkirche, irrtümlicherweise um ein ganzes Jahr später verlegt.[1] Ebenso ist im Gegensatz zu den urkundlichen Berichten die Behauptung aufgestellt, daß beim Brande, vom Hochaltar aus, auch der außerhalb des Chores stehende Altar der zwei Diözesanpatrone entzündet und vom Feuer verzehrt wurde. Diese Schilderung möchte anscheinend die sichere Zeugschaft seiner mit Namen angeführten Personen etwas in Zweifel setzen lassen und mag sich, rein menschlich genommen, zum Teil aus dem Umstand erklären, daß eben im Zeitraum von sechzig Jahren die Erzählung über die Unglückstage des Jahres 1662 bereits eine mehrfache Variation erfahren hatte.

Erhard erzählt in der Passauer Stadtgeschichte, daß bei dem Zusammenbruch des Gewölbes auch die drei Kolossalstatuen der Diözesanheiligen mit in die Tiefe stürzten und zerschmettert wurden. Er sieht in einem noch erhaltenen, verstümmelten Steinhaupt, angeblich dem des heiligen Stephanus, den Ursprung des sogenannten „Passauer Tölpels". Ob sich die Donaustadt erst seit jener Katastrophe des Vorrechtes dieses Kosenamens erfreut, mag dahingestellt bleiben. Auf einem zu Augsburg gedruckten Stich in der graphischen Sammlung des Münchner Nationalmuseums wird unter dem Titel „rudera antiqua Passavii" neben dem Trümmerwerk zersprungener Kapitäle und geborstener Säulen aus altem Gemäuer ragend ein unförmlicher steinerner Kopf sichtbar, mit dem Gepräge eines blöden Lachens in den Zügen.

Ebenso schreibt der Verfasser der Stadtgeschichte, daß „am meisten der Verlust des prachtvollen Sarkophags St. Valentins und St. Maximilians und der uralten künstlerisch gearbeiteten Grabmäler der Bischöfe zu beklagen sei, welche durch den Einsturz des Domgewölbes und die furchtbare Hitze gänzlich verdorben und unkenntlich wurden. Die Leiber der genannten heiligen Schutzpatrone Passaus konnten nicht gerettet werden, sondern wurden bis auf die Häupter und einige Knochenreste in Asche verwandelt".[2] Es ist unschwer begreiflich, daß durch die Wucht der stürzenden Steinmassen die Marmormonumente der Bischöfe, besonders an der Nordseite des Langhauses zum größten Teil zertrümmert oder doch derart mitgenommen wurden, daß mit ihnen herrliche Werke alter deutscher Steinmetzkunst und städtischen Handwerksfleißes halb vernichtet und wertlos geworden waren. Man hat auch bis heute allgemein an jener Ansicht Erhards festgehalten, die er über den Verlust des Prachtgrabmals und den der Reliquien der zwei großen Märtyrer ausspricht. Allerdings sieht er sich in dieser Frage in die Notwendigkeit versetzt, den Dombrand und den Gewölbeeinsturz in ein und dasselbe Ereignis zu vermengen und legt seinen Ausführungen keine Quellenangabe zugrunde. Jedenfalls waren es nur altüber-

[1]) Konsekrationsverhandlgn. von 1723. (Ordinariatsbibliothek.)

[2]) Erhard II. 48. 49.

kommene Überlieferungen, die ihm zur Stütze seiner geschichtlichen Feststellungen dienten. Es finden sich nämlich im Landshuter Kreisarchiv zwei Aktenstücke vor,[1]) die wahrscheinlich bisher unbeachtet blieben, und, unmittelbar aus der Zeit der erneuten Katastrophe stammend, den Verlauf und die Folgen des Einsturzes in offener Wahrheit schildern. Inhaltlich gehen sie mit der bis jetzt allgemein festgehaltenen Meinung auseinander, so daß sich eine Änderung der Lage ergibt. Das Domkapitel berichtete am 9. Juni 1662 an seinen Fürstbischof, Erzherzog Leopold Wilhelm das wiederholte Unglück: „Euer Hochfürstlichen Durchlaucht khönen wür wehemüetig und mit schmerzen underthenigist zu klagen nit underlassen, wie Gott, der allmechtig, über dero geliebste ge spons, hiesige Cathedral Khürche abermals verhenget, daß in festo Corporis Christi, vor singung des ersten Evangelii, in gemelter Cathedral Khürch an der seith gegen den Creizgang hinauß, alwo Ihro Erzherzogliche, fürstliche Durchlaucht vor diesem in dero oratorio der predig zuegehört, von den Leithnern bis zum Khor nit allein das langhauß und gewölb oder navis, drey große pfeiller oder Säul, darauf das gewölb gestanden, sambt dem nidern gewelb an gehörter seith, sondern sogar auch die Haubtmaur biß auf die fenster layder unfürsehens eingangen, und alles mit gresſten Gewalt in die Khürch hineingefallen, und sowohl den Schönen Cösstlichen Tauf Stein geschädiget, als auch von den biß anhero erhaltenen Valentini altar auf gemelter seithen ainen thail oder fligl weck: und die Canzl ganz herundergeschlagen und zertrümmert; bey welch layder hechst bethauerlichen fahl, ob wür zwar unserseiths nit underlassen, Vorsehung zuthuen, wie etwan mit schuldigister Venerends und Ehrerbiettung Sacrae reliquiae S. S. Valentini et Maximiliani anothen erhebt und salvirt werden, auch zu solchem endte nach vollendter Corporis Christi procession alsobald das bißhero und sogar in diesen einfall unverletzt verbliebene Grab eröffnen lassen, haben wür doch in selbigem allain den von Märmel außgehauten sarg, doch ganz lähr und darin von den vermeinten h. reliquien nit daß geringste erfunden. Also solches Euer hochfürstlichen Durchlaucht umb dero weittere genedigiste Veranstaltung underthenigist berichten wollen, anbey denenselben wir iederzeitt zu dero vätterlichen schuz und schirm, auch beharlich Erzherzoglicher Gnade und Hulden unß samt und sonders gehorsambistes Unthertänigist emphelchent."

Auf diesen Bericht hin erfolgte am 24. Juli ein aus Wien datierter Brief[2]) des Fürstbischofs, der, mit der fürstlichen Unterschrift und dem Fürstensiegel versehen, „denen Würdig Hoch und Wohlgebohrnen, Edlen, Unsern Lieben, Andächtigen und getreuen N: Dombprobst, Dechant, Senioren und Capitelsgemain Unseres Hochstiffts Passau" adressiert wurde. Das Schreiben trägt folgenden Wortlaut: „Leopoldt Wilhelm, von Gottes gnaden Erzherzog zu Österreich, Bischoff zu Straßburg, Halberstatt, Passau, Olmiez und Breßlau. Würdig Hoch- und Wohlgebohrn, Edle, Liebe, Andächtige und Getreue: Wir haben auß Euerem schreiben vom 9.ten passato gnedigst vernommen, waßgestalt Ihr nach einfallung des Gewölbes bey unser dor-

[1]) Landshuter Kreisarchiv XCI b Verz. 1 fasc. 7 a Nr. 272 g.

[2]) Landsh. Kreisarchiv a. a. O.

tigen Cathedral Kirch wegen Salvirung der heiligen Reliquien S. S. Valentini et Maximiliani das in solchem einfall unverletzt verblibene grab eröffnen lassen, und da in selbigem allain der von Marmel außgehaute Sarg, doch ganz lähr und darin von denen vermeldten Reliquien nit das geringste erfunden worden. Gleichwie nun aber diese sach zu Verhütung aller besorgenden Ärgernußen in höchster geheimb gehalten und nit lauthbahr gemacht werden mueß, also wollet Ihr Euch, ob nicht bey vorgewesten Böheimischen Unruhe und Kriegen, annähernder gefahr halber, oder sonsten, obgedachte Reliquien auß dem Bisthumb anderßtwohin salvirt und transportirt worden sein mögen, zuverleßig erkhundigen, und waß Ihr dißfalls in erfahrung bringen werdet, unß gehorsambist communiciren. Wir verbleiben Euch benebens mit Erzherzoglicher gnaden sambt und sonders wolgewogen."

Diese beiden Dokumente, an deren Echtheit ein Zweifel ausgeschlossen ist, um so mehr, als sie weder dem Domkapitel noch dem Fürstbistum irgendwelchen Vorteil zusichern konnten, stimmen in keiner Beziehung mit der gewöhnlichen Überlieferung überein. Und doch, trotz dieser klärenden Lösung nach einer Seite hin, schaffen sie anderseits wieder ein Labyrinth von verwickelten Fragen. Darin den leitenden Faden zu finden, mag eine Aufgabe für die spezielle Geschichtsforschung bleiben.

Die große Bestürzung der Domherren erscheint leicht begreiflich. In entrüstetem Erstaunen standen sie vor der am unversehrten Prachtsarkophag so ganz unerwarteten Entdeckung und wußten keine Kunde von dem Verbleib der Reliquien ihrer beiden Diözesanheiligen, über deren sichere Verwahrung in der gefährdeten Kathedrale sie noch vier Tage nach der Brandkatastrophe eigens das Urteil der Bauverständigen eingeholt hatten. Auch die Antwort ihres fürstlichen Herrn läßt die besorgende Furcht vor einem Ärgernis der Gläubigen nicht verkennen. Als strenges Geheimnis wollte er die Angelegenheit geführt wissen, und seine Frage, ob zu Kriegszeiten keine Transferierung in ein anderes Bistum stattgefunden habe, mußte sich das Domkapitel, das immer am Bischofssitze anwesend war und täglich die Kathedrale betrat, doch wohl selbst beantworten können. Tatsache ist, daß nach dem Bericht der Domherren der Sarkophag weder im Brande, noch durch den Einsturz des Gewölbes zugrunde ging, und daß die Reliquien in dem unversehrt gebliebenen Grab nicht vorgefunden wurden, also auch durch die Flammen nicht zerstört werden konnten. Der Einsturz müßte dann natürlicherweise der Feuerkatastrophe vorangegangen sein, ein Moment, das Erhard zur Vermengung beider Ereignisse veranlaßt hat.

Merkwürdigerweise ist von dem so hochgepriesenen, kostbaren Grabmal bis auf unsere Zeiten keine Spur erhalten geblieben. Und es möchte fast die Vermutung aufsteigen, daß dieses Werk nachträglich durch Menschenhand zerstört wurde, um in der kritischen Situation, da doch einmal das Volk, wenn es sich vom ersten Schrecken und dem Jammer der eigenen Not erholt hatte, eine Rechenschaft über den Verbleib der Reliquien seiner Diözesanpatrone fordern mußte, auf die Trümmer des steinernen Grabmals weisend, den Raub des wertvollen Reliquienbesitzes durch die Macht des Feuers um so deutlicher begründen zu können. Die Domherren waren es der

gläubigen Menge schuldig, die durch die Kenntnis der harten Wirklichkeit in ihrem überaus stark ausgeprägten religiösen Empfinden zu tiefst geschmerzt worden wäre, das verknotete Rätsel zu lösen, und sie gaben ihm wahrscheinlich notgedrungen diese Lösung. Am 1. Dezember legte der damalige Domdekan Hektor von Schadt dem Domkapitel einen „abriß" vor, wie er noch erhaltene Reliquien St. Valentins und St. Maximilians, die wohl sicher zum Teil aus dem unzerstört gebliebenen Altar des heiligen Valentin stammten, mit andern Reliquien fassen lassen wollte, „so in festo Corporis Christi auf ainem Khürchel sollen herumgetragen werden." [1])

Bei der Frage nach dem tatsächlichen Verlauf des Verlustes des alten, jahrhundertelang verehrten Reliquienschatzes darf in letzter Linie als wichtiges Moment jene allgemein herrschende Unsicherheit zur Zeit des langwierigen Krieges nicht übersehen werden, wo ständig fremde Truppenvölker in der Donaustadt ihre Quartiere aufschlugen, und später wieder die große Verwirrung, die während und nach der schweren Brandkatastrophe die Gemüter in Aufregung hielt. Freilich tauchen damit neue Begleitfragen auf, nach den Übeltätern einer Schändung und den Zweck ihrer ruchlosen Tat. Oder sollte das Rätsel in seinen Wurzeln zurückgreifen in noch frühere Zeiten?

Die Domherren hüllten das überraschende Geheimnis in einen neuen Schleier. Die uralte, neunhundertjährige Tradition war ihnen machtvoll gegenüber getreten und hatte gebieterisch das Recht ihrer Jahrhunderte gefordert. Wenn auch die Überlieferung, die seit dem Stadtbrande 1662 bis jetzt vorherrschend wurde, durch die geschichtliche Wahrheit eine andere Wendung erhält, so muß trotzdem der Historiker jene uralte Tradition, die sozusagen zum ererbten Wahrheitsgut eines Volkes und einer Diözese geworden ist, immer anerkennend ehren, und doppelt ernst mag ihm der Augenblick gelten, wo er in dieser dunklen und schwierigen Frage ein Endurteil fällen soll.

4. Die Bauarbeiten bis zum Regierungsantritt des Fürstbischofs Wenzeslaus.

Die Bürger der Bischofsstadt waren allmählich aufgewacht aus dumpfer Resignation. Fremde Kräfte kamen und halfen ihnen empor aus Not und Elend. In den staub- und steinbedeckten Straßen und Gassen herrschte in Bälde ein reger Arbeitsgeist. Am 26. Juni hatte Hektor von Schadt, der damalige Domdekan, an alle Untertanen des Hochstiftes den Befehl ergehen lassen, zur Räumung und Abfuhr des Schuttes aus der Residenz und den verwüsteten Vierteln abwechselnd in die Donaustadt zu kommen. Manche hielten diese Arbeit der „Robot" eines Bürgers unwürdig. Es findet sich ein typisches Beispiel dieses ausgesprochenen Bürgerstolzes in dem Gebahren der Bürgerschaft zu Obernberg am Inn, die in den Augusttagen

[1]) Allgem. Reichsarchiv. Domkaptl. Protokolle Nr. 1168.

des Jahres 1640 eine ähnlich schreckliche Brandkatastrophe schwer heimgesucht hatte.[1]) Sie glaubte, wie „nit weniger würde sich maniger ob dieser unverhofften Burd entsetzen, woll auch ihme selbst für despektierlich achten, so ain Preu, ain Handwerkhsmann und dergleichen mit der Rädltruchen in der Statt Passau sich mueßte sehen lassen." Doch dieser eingebildete Bürgerwille konnte sich nicht behaupten. Wer nicht selbst erscheinen wollte, muße einen Stellvertreter aufbieten. Und so wurden im August und später noch einmal sechzig Untertanen von Obernberg von den „Nauflezern" mit der sogenannten „Hoffahrt" auf dem Inn nach Passau befördert. Ein Amtsknecht führte jeweils die genaue Namenliste der Beteiligten.

Aus den der Stadt benachbarten Ortschaften wurden die Mauerer- und Zimmerermeister herbeigerufen zum gemeinsamen Beginn des Wiederaufbaues. Die ausbezahlten Löhne waren begreiflicherweise ziemlich bescheiden. Ein Mauerermeister, der mehr als sechs Arbeiter schickte, erhielt 20 Kreuzer Taglohn, ein Zimmerermeister, der mehr als achtzehn aufbrachte, 18 Kreuzer. Die Mauerergesellen bekamen täglich 18, die Zimmerer 16 Kreuzer. Zugleich wurden vom fürstlichen Hofe Kommissäre aufgestellt mit der Befugnis der Anordnung, daß die Häuser „auf der Salzburgerischen und Linzerischen formb mechten in den Tachungen geführt und von khonfftiger Feuersgefahr umb so vil mehr versichert werden." [2]) Das heutige Straßenbild in der Altstadt und im neuen Markt mit den mitunter reizenden barocken Hausfassaden, und das ganze, weite Stadtbild am Zusammenfluß der drei Ströme erhielt durch diese bedeutsame Maßnahme seinen groß und einheitlich angelegten Zug.

Schwierig gestaltete sich der Beginn der Bauarbeiten am Dom des heiligen Stephan. Denn die Lage war eine äußerst verwickelte. Das Domkapitel hatte nicht nur die allerdringendsten Mittel zur Linderung der persönlichen Entbehrungen aufzubringen, von allen Seiten aus der Bürgerschaft erhoben sich laut die jammervollen Bittrufe um Milderung der entsetzlichen Not.[3]) So brachte der Stadtrat das Anliegen vor, daß er die Wiedererhebung der Stadtpfarrkirche St. Paul nicht übernehmen könne, und nur die Drohung, daß man dann „die pfarr sambt allem einkhommen zu Hochstüffts Thumbkhürchen Zier und aus beiden ain pfarr machen werde," leitete endlich die Aufnahme der baulichen Arbeit in die Wege. Sogar der Domorganist erbat sich eine Entschädigung von fünfzig Gulden, da ihm alle Musikalien verbrannt waren, und er, da „nit ain notn ybergebliebn, dahero mit Componierung so tag als nachts occupiert sein müesse." Dazu kam, daß Leopold Wilhelm, der kranke Erzherzog, der die Initiative für die beginnende Wiedererhebung der gesunkenen Kathedrale geben sollte, zu Lambach in Niederösterreich starb, acht Monate nach dem schweren Unglück, das seiner Bischofsstadt die Vernichtung gebracht hatte. Man könnte dem Fürstbischof den Beinamen des Mildtätigen geben. Nicht nur, daß er die von seinem Vorgänger hinterlassene

[1]) Konrad Meindl, Geschichte von Obernberg am Inn, Regensburg 1875 I. S. 149 ff.

[2]) Allgem. Reichsarchiv. Domkapitl. Protokolle (10. Juli 1662).

[3]) Allgem. Reichsarchiv a. a. O.

Schuld von dreihunderttausend Gulden tilgte, auch den Stadtarmen spendete er viel Gutes und zur Domkirche hatte er jährlich zwölfhundert Gulden verwendet. In seinem hinterlassenen Testament vermachte er ihr als letzte Gabe ein Legat in der Höhe von zwanzigtausend Gulden.

Das Domkapitel war jetzt ohne Bischof und ohne Kathedrale. Hilflos stand es der großen Ruine gegenüber und unschlüssig, wie mit dem Bauwerk zu verfahren sei, erwählte es den Domherrn Graf Leopold von Khuen gegen die jährliche Abgabe von „zwey Schaf Khorn und zehn Emer Wein" zum Dombaumeister.[1] Er sollte einstweilen die Leitung der Baumaßnahmen übernehmen.

Am 4. Dezember erließ Graf von Khuen die Anweisung zu verschiedenen Vorkehrungsmaßregeln, die im Laufe der nächsten Monate am Dom getroffen werden sollten und die sich zumeist auf den Schutz der noch erhaltenen Bauteile und die Abbrucharbeiten an der stark mitgenommenen Nordseite des Langhauses und Seitenschiffes erstreckten.[2] Es sollte „die Grueben bei dem Salmschen Epitaphio biß auf einen schueh außgemauert und das ybrige mit Sandt verschieht werden, die hohe Mauer gegen den Hof hinauß, so auf den hohen pfällern stehet, abgetragen und die andere Grueben, wo der pfäller zur Chupl zu machen ist, underdessen mit prettern verwahrt und verdeckht werden." Es sollte weiters „die Chupl heuer noch eingedeckht werden und ist auf khoufftige Frieling das Chorgewölb hinter der Chupl mit ainem bestendig Tach einzudeckhen; auch muessen die 2 Thürn gegen die Hof Capeln und den Creutzgang hinauß wegen der pfäller vermauert und weiter hinab wieder gegeneinander correspondierent gericht werden und die auf dem Domb aussen herumb stehente pyramites und andere Zieraten, damit sie weiteren schaden nit verursachen, abgenommen werden."

So verging der Winter des Unglücksjahres 1662 und das neue Jahr brach an. Bisher wurden die Domgottesdienste noch immer in der Franziskanerkirche gehalten. Mitte Februar trat eine Änderung ein. Mochten daran auch die ungewohnten, einschränkenden Verhältnisse in der Klosterkirche schuld sein, der Hauptgrund lag wohl in der Erkenntnis der Domherrn, daß nach der erneuten Katastrophe die Wiederherstellung der Domkirche noch eine lange Zeitdauer in Anspruch nehmen werde und der gegenwärtige Notbehelf in Zukunft nicht mehr haltbar sei. Sie ersuchten am 15. Februar ihren „vielgeliebten Chorbruder", Graf von Khuen, er solle anordnen, „die Herrnkapeln und andere im Creuzgang yberblibene Capeln, damit man darinnen die Gottesdienst wieder halten möge, reparirn und was dazu vonnötten, beizutrachten, endlich aber die Khürchenornat und stielwerkh richten zu lassen." Es kamen traurige Tage und man hatte Mangel am Allernotwendigsten. So war man angewiesen, „das Kerichtstibl lenger machen zu lassen, daß es für ain Sacristey mecht zu gebrauchen sein," oder einen anderen Ort zu wählen, an dem man sich bei der Winterkälte aufhalten könne. Die Kapellenausstattung war eine äußerst einfache. Der ganze niederschmetternde Eindruck einer um Glanz und

[1]) Landshuter Kreisarchiv CXI b 62, 84 a.

[2]) Landsh. K. a. a. O.

Pracht gekommenen Bischofsstadt trat neuerdings in unverhüllter Wahrheit zutage, wenn die an Freiheit und Lebensansprüche gewöhnten Domherren und die Räte des Fürstenhofes sich zum Sonntagsgottesdienst in dem engen Raum versammeln mußten und außen, im Domhof und Kreuzgang, vor den vergitterten Fenstern die Menge der Bürger und Bürgersfrauen stand, das tiefe, stumme Leid in den Augen.

Es ist aus jenen Tagen noch eine interessante Gottesdienstplatzordnung[1]) vorhanden, die, ihrer ganzen Abfassung nach, entweder durch öffentlichen Anschlag oder Ausruf bekannt gegeben wurde: „Zuwissen sey hiemit yeder meniglich, daß, weilen die Herren Capellen, in welcher dermahlen die Hochämbter und Gottesdienst gehalten werden, für yeder meniglich zu Khlain ist, daß diemnach die Stüel zur rechten Handn bey dem eingang alß auf der Evangeliiseitten für den Adl und fürstliche Hof Räth, auch für die ober officier und Bürgermaister, diejenigen Stüell aber zur linkhen Handn allain für die Damasen und der Herrn Hof Räth Ehefrauen angesehen sein; außer der Capelln aber vor underseits durchgebrochen vergütterten Fenstern khönnen sich die geringer officier und der Statt Rath, so guet als es das orth und plaz gedultet, accomodiren, daß ybrige Volkh aber von Mannes und weibspersohnen werde hiemit ermahnt, sich diser Stüell zu entäussern, villwenigs gar in die Capell sich hinein zu dringen und dadurch der Priesterschaft und music verhinderlich zu sein, damit nicht ain oder andrer yberdretter und yberdretterin dises mandats öffentlich ermahnt und von solchen ihnen nicht zustehenden orthern und Stüell weck geschafft werden dörffe, wornach sich meniglich zu richten und yeder selbst vor Spott zu hüetten waiß."

Im ersten Halbjahr 1663 waren verschiedene bauliche Anordnungen notwendig geworden. Den noch erhaltenen gotischen Taufstein hatte man aus der Domkirche in die Herrenkapelle schaffen lassen, zwei kleinere Glocken, die sich noch im Turme vorfanden, wurden in das Kapelltürmchen gehängt, auch der etwas beschädigte St. Valentinsaltar sollte, wenn er „doch nit zu groß" vom Langhause nach dem Kapellinnern transportiert werden. Noch immer machten sich die ernsten Folgen des Gewölbeeinsturzes geltend, zudem den ganzen Winter hindurch das Langhaus den starken Witterungsniederschlägen ausgesetzt war. So wurde am 28. Februar gemeldet,[2]) daß wieder ein Grabstein heruntergefallen sei und einen andern zertrümmert hätte. Als man erkannte, daß ein Bischof darunter ruhte, wurde bestimmt, „ain Gewölbl" darüber aufführen zu lassen. Am 9. April wurde der Befehl gegeben, die Häuser in der Messergasse an der Seite gegen den Dom zu, wegzubrechen, ebenso den Hofkasten nnd die Kellerhofschenkstätte, damit „der Thumb frei stehe und vor feuersgefahr umb sovil mehr versichert seye".

Dem Bürger und Großuhrmacher Hans Lander gab man damals bereits die Lieferung einer Turmuhr in Auftrag, da die frühere durch den Brand vernichtet worden war.[3]) Der Meister reichte einen Kostenvoranschlag ein und berechnete für

---

[1]) Landsh. Kreisarchiv a. a. O.

[2]) Allgem. R. Domkaptl. Protokolle.

[3]) Landsh. K. a. a. O.

eine Uhr „die in ainem Thurn khan gesetzt werden, so nuhr die Stunde schlegt und zaigt, auf das wenigist 100 Gulden. Khan auch woll auf 150 Gulden khommen, nachdem man es groß haben will. Wanß aber nach dem gewicht gemacht wird, so kosst das Pfund 24 Kreuzer. Ein virtel Uhr, die sowoll viertl alß Stundt schlegt und zaigt, mechte auf 150 Gulden laufen, khündte aber für khein rechte Domb Uhr aufß khünfftig gebraucht werden, dann eine solche auf 5 oder 600 Gulden sich erstreckhen mechte, und vor einer jahresfrist nit gemacht khündte werden."

Im Laufe des Monats Juni war das geschmolzene Kirchensilber durch Herrn von Muckenthal nach Salzburg gebracht worden, um dort dafür das Geld zur Bestreitung der mehr und mehr wachsenden Ausgaben in Empfang zu nehmen. Denn die von Dombaumeister ins Werk gesetzten Sicherungsarbeiten, die freilich nur langsam vor sich gingen, verursachten nicht unbedeutende Kosten, und die Gelder aus dem Vermögen des Hochstiftes flossen nur spärlich. Im Sommer sollten, einer Verordnung des Dombaumeisters entsprechend, „zween Pfäller ausgefiehrt, der Chor auf ein bestendigs eingedeckht, das Tach etwas yber die Zierathen hinausgefiert und das Regenwasser durch Rünnen abgefiert werden". Am 23. Oktober wurde der Beschluß gefaßt, das „Domgepäu" einzustellen, weil die Tage schon kurz wurden und der Winter vor der Tür stand. Allein schon im November mußten neuerdings die Arbeiten aufgenommen werden. Graf von Khuen erkannte, daß „der Leitthurn gar paufählig sey und nit allain dessen Nidergang, sondern auch einschlagung der Bischoff Urban Kapeln und verursachung anderer Schaden, auch große gefahr zu besorgen". Der Nordturm wurde daher vor Winteranfang noch „schleinig" abgetragen um einer weiteren drohenden Gefahr enthoben zu sein.

Zweifellos trugen sich die Domherrn, an erster Stelle der Dombaumeister und Domdekan mit keinem andern Gedanken als dem, die Schäden an der gotischen Kathedrale den Umständen und Mitteln gemäß zu heilen und so einem ferneren Einsturz bedrohter Bauteile vorzubeugen. Der Gedanke an einen Neu- oder Umbau, wie er erst ein halbes Jahrzehnt nach der Katastrophe zur Ausführung kam, mußte damals schon im Hinblick auf die finanziell ungünstige Lage vollständig scheitern.

Ehe noch das Frühjahr 1664 kam, hatte der die Restaurierungsarbeiten und die Neudachung ausführende Baumeister M. Wolf Sakra, der sich als „Thumb-Paumaister" unterschreibt und, wie der Zusammenhang ersehen läßt, in der Bischofsstadt ansäßig war, ein Bittschreiben um die Erlaubnis zur Fortsetzung seiner Arbeit beim Domkapitel eingereicht.[1]) M. Wolf Sakra — ein in der Geschichte des Passauer Domes bis jetzt nie genannter Name, dessen Schreibart auch als „Sackrha" einigemal vorkommt, — war vielleicht kein Baumeister großen Stils im heutigen Sinne eines Architekten, sondern wahrscheinlich nur ein Maurermeister, der Vorstand und Arbeitgeber einer größeren Maurersippe. Seine Schreiben sind sämtlich ohne Datum, fallen aber zeitlich am sichersten in das beginnende Frühjahr 1664. Er bat in seinem ersten Gesuch um die weitere Arbeit am Vierungsturm, dessen sofor-

[1]) Landsh. K. CXI b 62, 84 a.

tige Eindeckung Graf Leopold von Khuen bereits am 4. Dezember 1662 angeordnet hatte, und der als das meist gefährdetste Bauglied die volle Sorge des Dombaumeisters in Anspruch nahm. Der „Thumb-Paumaister“ schrieb: „gleichwie nun die Zeit des Pauwesens sich beraith herbeymachet, also sey zu behelf und Conservirung der Thumb Cupel und Chor daselbsten den Anfang ehestens widerumben zu machen, höchstens vonnethen. Weilen dann auch Ihrer vier Maurer Gsöllen und zwahr die bösten dergleichen zu dißer gefährlichen Arbeith nicht allzeit zu bekhommen sein, beraiths in 3 Monath lang alhier, auf mein vertrestung, bey dem Thumb-Pau arbeith zu bekhommen, gewardt haben, sich dessen ainezo befragen, alß habe Euer Hochwürden und Gnaden solches underthenig erinnern, daß in abbrechung zweyer Pfeiller negst bey beden Thurmen, so notwendig sein muß, bedeitte Maurer biß zur Pauungszeit khondten interim befirdert werden, im widrigen aber verraißen wolten“. Vom Domkapitel wurde ihm der Bescheid gegeben, einstweilen bis zur Erwählung des neuen Fürstbischofes zuzuwarten.

Daraufhin schrieb Sakra ein zweites Memorial,[1]) das zu erkennen gibt, wie sehr er um jeden Preis die Arbeit aufzunehmen wünschte. Er drückte vorerst über die Abweisung seine lebhafte Entrüstung aus und appelierte dann an seinen guten Meisterruf: „wann sich in bemelter Cupel von Khürzero Zeit hero zwen Rüß erzaigen, auß welchen die höchste Gefahr zu besorgen, Alßo habe Euer Hochwürden und Gnaden Ich solches nochmallig in underthenigkeit anfiegen wollen, daß, wann, Gott wolle es genedigkhlich verhieten, ein Schaden sich eraignen sollte, Ich ohne schuldt und yblen nachklang sein möge. Gestalten auch die jungstermelten vier Maurergsöllen wegen solangen aufschub des Pauens von dannen wollen, dergleichen aber zu solch gefährlicher Arbeith nit allzeit zu bekhumen sein . . .“

Vielleicht mochten diese Zeilen wegen der Befürchtung einer nahen Gefährdung des mächtigen Achtecksturmes im Kreise der Domherren einige Angst wachgerufen haben. Am 6. Februar 1664 meldete wenigstens der „Pfenningmaister“ Johann Weidtinger, daß er „in gehorsam mit dem maister Pedtern sich auf die Cupell begeben, den Augenschein eingenomben und gleichwie vor disem in den Rissen befunden“ habe. „Ob wollen zwahr dermahlen khain gefahr, aber doch auf unbesorget fahl rattsamb und nottwendig, daß beidte Pfeiler unverleget zu machen und pessern, gewisser Sicherheit vor, aufgefiert und außgebaut werden sollen, und wenn die Maurer gleich Eingehende wochen sollen anfangen, in 3 wochlang mit dem Haubt khrist mit zehn Person zu thuen.“ Der Vierungsturm hatte durch den teilweisen Bruch der Pfeiler, gegen die Seite des Hochschiffes zu, seinen festen Stützpunkt verloren und senkte sich merklich, so daß vierzehn Tage später der Pfennigmeister abermals eine neue Besichtigung der bedrohten Stellen vornehmen mußte und zwar „nit allain mit den Thom Mauerern, sondern auch neben Maister Pedter und seinen Sohn.“ Es zeigte sich zwar keine weitere, ernste Gefahr, doch „damit sich wegen der großen sturm wind dergleichen nit etwan ereignen mechte, so würde vor

[1]) Landsh. K. a. a. O.

nottwendtig und rathsamb erachtet, so polde als möglich beide Pfeiller gar aufgefiert und gewelbt werden, so auf 1000 Gulden khosten mecht; hingegen ist man zu genuegen versüchert und ehret Gott." Die Konservierung des Chores, an dem anscheinend bis zu jenem Zeitpunkt nichts Wesentliches geschehen war, schätzte er auf 6000 Gulden, aber „gottschwerlich werden die mitl dazue zu erbringen sein". Sakra erhielt hierauf die Genehmigung zur Weiterführung seiner Arbeit.

Doch der scheinbar mißtrauische Meister berührte jetzt die finanzielle Frage und gab, um sich auch die noch nicht vergebenen Bauarbeiten am Chorhaupt zu sichern, die denkbar weitgehenden Konzessionen im Punkte der Auszahlung.[1]) Er legte zugleich für die Baumaßnahmen am Chor einen Kostenvoranschlag bei, der sich bei seinen Bittschreiben erhalten findet. Er klagte, daß er „neben seinen Leithen wegen der Thumb Pau Arbeith nit allain den ganzen Winter auf der Cost liegent gewardt, sondern auch thails Maurer Gesöllen die Zährungsmitl vorher geströckht, so noch dato schuldig sein . . . Wann aber ohneracht dessen allem auf einmal bedeithe Arbeith geschwindt und geling abgestölt würde, auf solche Weis ich dann von denen besagten Maurern nicht würde bezahlt werden, Alß hab ich auf genedige Veranlassung bey Khommenten yberschlag oder Pau Uncostens Verzeichnuß, waß zur beförthigung deß Chores noch ergehen möchte, in Gehorsamb ybergeben wollen; mit diesem underthenigen erbieten, solche Arbeith innerhalb 5 Monath lang zu machen, wann nnr wochentlich 10 biß 15 Gulden geraicht würden, oder aber, bis es förthig, ohne Gelt; doch weillen die Stein etwas in hohen Werth, miehsten die zwen Schwelchen biß zur völliger Pauung des Tumbs interim von Holz gemacht werden."

Der Kostenvoranschlag für den Chor enthielt je nach der Dauer und größeren Arbeitsleistung drei aufgeworfene Summen: für „beede Seithen Mäuer in bemelten Chor aufzumauern und zu buezen, dann zwei seithen Gewölber und zwen Schwelchen zu machen, daß Chor pflastern, den Hochaltar aufzumauern, und, sofehrn der Chor nicht höher beschüth würdte", rechnete er ungefähr an Maurer und Taglöhner Lohn 440 Gulden. Wenn hingegen der Chor sollte „höher beschüth werden, bringt der Uncosten 480 Gulden. Item, so auch die Gibelmäuer aufgemauert werden solten, und inwendig abgebuezt, die Haubt Christer nidergelegt, der Uncosten 660 Gulden".

Ob der Meister Sakra auch diese Arbcit noch in Auftrag erhielt, entzieht sich der genauen Kenntnis. Aus späteren Kontrakten mit dem neuen Baumeister Lurago scheint hervorzugehen, daß sich die Arbeiten an der Vierungsturmanlage unter manchen Stockungen hinzogen und nach geraumer Zeit ganz eingestellt wurden. Am 20. Juni 1664 reichte M. Wolf Sakra ein letztes Memorial[2]) ein wegen „gemachten Yberschlags und models des Domgepeus, weilen dem Schreiner davon 40 Gulden bezalt worden, auch ihme, als der Tag und Nacht darauf speculirn müessen, ohne Belohnung nit abgehen zlassen". Er hatte wohl gehofft, den Neubau des

[1]) Landsh. K. a. a. O.

[2]) Allgem. Reichsarchiv. Domkaptl. Protokolle Nr. 1168.

Domes in Auftrag zu erhalten. Über die Art und Weise seines Bauprojektes ist leider nichts bekannt, da sich von dem gefertigten Modell keine Spuren in unsere Zeit erhalten haben. Der Name des Meisters wird in den späteren Dokumenten nicht mehr erwähnt. Wahrscheinlich wurde er beim Regierungsantritt des Fürstbischofs Wenzeslaus, der seinen Prager Palastbaumeister Lurago in die Donaustadt berief, seiner Stelle enthoben.

So hatte das Domkapitel unter vielen und großen Schwierigkeiten die Wiedererhebung der Kathedrale in Angriff zu nehmen versucht. Allein die Arbeiten mußten ohne großzügigen, einheitlichen Plan verlaufen und konnten sich nur zumeist auf die Verhütung weiterer Schäden am stark bedrohten Osttrakt erstrecken. Es fehlte vor allem die finanzielle Unterlage. Denn die vorhandenen Mittel aus dem Hochstiftsvermögen waren rasch erschöpft und konnten kaum für die allernötigsten Vorkehrungen ausreichen. Und es fehlte an der Persönlichkeit, die in dieser äußerst verwickelten, von Elend und Jammer allseits durchsetzten Lage, wo selbst eine willfährige, opfervolle Anstrengung des einzelnen nur hilfloser Kinderarbeit gleich kam, allein das entscheidende Wort sprechen konnte und mußte, an der gebietenden und tröstenden Person des Fürstbischofs. Nach Leopold Wilhelms Tode wurde sein Neffe, Erzherzog Karl Josef, auf den Bischofsstuhl der Donaustadt erhoben. Allein er war fast noch ein Kind, fünfzehnjährig und immer kränklich und starb zu Linz bereits im Anfange des Jahres 1664. Seine Leiche ruht in der Habsburgergruft zu Wien. Nur ein einzigesmal war er nach Passau gekommen, um sein treues, so arm gewordenes Volk zu sehen. Bei seinem Einzug widerhallten Freudenschüsse am St. Georgsberg, das Festglück verkündend, und hoffnungsselig jubelten die Bürger auf. Eine traurige Ironie! Das Grün der im Schleifenschmuck prangenden Kränze, die flatternden Wimpeln und Fahnen vermochten nicht die Greuel des Unglücks zu bergen. Hinter halbzerfallenen Giebelmauern lag die tote Pracht einer alten Zeit, und der Dom blieb ein stummer Zeuge treuer Untertanenliebe.*)

---

*) Die Geschichte der Bauarbeiten des 17., 18. und 19. Jahrhunderts und die Charakteristik des heutigen Domes ist in der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz zu Regensburg erschienen in dem abgeschlossenen Werk des Verfassers: Der Dom des heiligen Stephan zu Passau in Vergangenheit und Gegenwart.